1,80 DM / Band 478

Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 6,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Horror-Kalender

John Sinclair Nr. 478

von Jason Dark

erschienen am 01.09.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Horror-Kalender

Die alten Griechen hatten sie Harpyie genannt, dieses geflügelte Wesen, das die Lüfte unsicher machte und den Seeleuten den nassen Tod schickte, wenn durch ihre Kraft die Wellen des Meeres turmhoch schlugen, um Schiffe mit Mann und Maus zu verschlingen.

Das war Legende.

So jedenfalls dachte ich. Bis ich in London einer Harpyie gegenüberstand und merken mußte, wie chancenlos ich war.

Gleichzeitig aber stand das Leben Tausender von Menschen auf dem Spiel, die von dem Grauen nichts ahnten…

Der Tod ist heimtückisch, grausam und gnadenlos. Und er kann zuschlagen, wenn niemand es erwartet.

Auch Rolly Randers dachte an alles andere, nur nicht an den Tod, als er sein Moped im düsteren Viereck des Hinterhofs abstellte und es an der Stange eines vergitterten Kellerfensters ankettete.

Seine Mutter war mit ihm und seiner Schwester nach dem Tode des Vaters in eine billige Gegend gezogen, um überleben zu können. Am Hafen waren die Mieten noch erträglich, wenn man die Wohnungen auch vergessen konnte.

Am schlimmsten waren die trüben, regnerischen Tage, wenn die gesamte Stadt aussah, wie in graue Watte verpackt. Dann wirkte die Gegend noch mieser und erbärmlicher, so daß sensible Menschen das heulende Elend überkam. Oder sie wurden aggressiv, was des öfteren passierte, wie die Verbrechensstatistik bewies.

Rolly Randers gehörte schon zu den Glückspilzen. Er war 17 und hatte, durch die Initiative des Pfarrers, eine Lehrstelle bei einer Schiffsbaufirma bekommen. Er erlernte dort den Beruf des Schweißers, eine Knochenarbeit, aber er verdiente wenigstens. Ob seine Schwester Harriet je in die Lehre gehen konnte, stand in den Sternen.

Rolly gönnte seinem fahrbaren Untersatz noch einen letzten Blick, bevor er die Hauswände hochschaute. Fenster reihte sich an Fenster. Auch wenn hinter den Scheiben Licht brannte, sahen sie noch trübe und irgendwie mies aus.

Um die Haustür zu erreichen, mußte er die schmale Toreinfahrt passieren. Zwei Burschen aus der Etage unter ihm lehnten an der Wand und schauten sich Pornohefte an. Sie wollten Rolly auch animieren, der winkte nur ab und drängte sich vorbei.

Er hatte Hunger. Der Arbeitstag war nicht gerade fröhlich gewesen. Es hatte Zoff mit einem Vorarbeiter gegeben, der sich als Chef fühlte und gegen einen Gewerkschaftler handgreiflich geworden war. So etwas drückte auf die Stimmung der gesamten Belegschaft. Rolly hatte sich von seinen älteren Kollegen anschließend etwas anhören müssen, weil er es an diesem Tage niemandem recht machen konnte.

Der dunkelgrün gestrichene Hausflur empfing ihn wie immer. Feucht, muffig riechend, abweisend: Auf Licht verzichtete er, Rolly kannte sich im Dunkeln aus, außerdem brannte die Hälfte der Lampen sowieso nicht mehr.

Die Randers wohnten im dritten Stock. Die alte Steintreppe war selbst im Sommer noch kalt. Einzelne Stufen hätten ausgebessert werden müssen, sie waren zum Teil regelrechte Stolperfallen. Das Geländer an der rechten Seite zeigte den Schmier zahlreicher Hände. An das Putzen der Treppe dachte kaum ein Mieter. Rollys Mutter hatte es kurz nach dem Einzug mal versucht, es aber schnell wieder

aufgegeben, weil sich die anderen Hausbewohner daran nicht beteiligten. Die kamen lieber in ihrem eigenen Dreck um.

Die meisten Wohnungstüren hatten sich verzogen. Sie schlossen nicht dicht und ließen die Geräusche durch. Zumeist waren es die Musiksendungen aus der Glotze, die Privatsender ausstrahlten.

Im dritten Stock holte Rolly den Wohnungsschlüssel aus seiner nassen Jeans. Er war zwar mit der Schutzkleidung durch den Regen gefahren, dennoch hatten die Hosenbeine etwas abbekommen. Sie sahen aus wie nasse Lappen.

Vier Türen führten zu verschiedenen Wohnungen. In einer Bude hauste eine abgetakelte Straßendirne, die sich jetzt Modell nannte und so gut wie keine Kunden bekam.

Sie hatte das Geräusch der Schritte gehört, dachte an einen Kunden und öffnete die Tür.

»Ach, du bist es nur, Kleiner.«

Rolly drehte sich um und verzog das Gesicht, als er Lady Mara, so nannte sich das Modell, sah. Sie trug einen weiten, durchsichtigen Mantel und darunter nur einen kurzen Slip sowie Strapse. Hätte sie vierzig Pfund abgenommen, wären ihre Chancen größer gewesen, so aber wirkte sie wie ein verlebtes Rubens-Modell.

»Ist was?« fragte Rolly.

Mara lächelte breit. »Nein, eigentlich nicht. Aber wenn du Zeit und etwas Geld hast, dann…«

»Werde ich es lieber in den Kanal werfen, als es bei dir auszugeben, Mara.«

Das Modell war nicht sauer. Es spitzte die Lippen wie zu einem flüchtigen Kuß. »Deine Mutter ist immer netter zu mir.«

»Ja, sie war schon immer ein Menschenfreund.« Rolly warf den Schlüssel hoch und fing ihn wieder auf. »Sonst noch Probleme?«

»Vielleicht.«

»Was denn?«

Mara hob die Schultern. »Ich kann mich auch täuschen, aber ich glaube, deine Mutter hat heute mittag geschrieen.«

Der Junge ging auf die Frau zu. Eine Duftwolke von billigem Parfüm wehte ihm entgegen. Er ignorierte sie. »Jetzt mal raus mit der Sprache, Mara! Was ist da passiert? Was weißt du?«

»Nichts, im Prinzip. Ich hörte nur die Geräusche, ganz flüchtig. Du weißt ja, wie das ist.«

»Klar, du bist öfter vor der Wohnung als in deinem Bett.«

»Das kannst du auch nicht so sagen.«

Rolly faßte ihr rechts Gelenk an.

»Was ist mit meiner Mutter passiert? Spuck's endlich aus!«

Im düsteren Flurlicht wirkte das Gesicht des »Modells« schwammig. »Ich weiß es nicht genau, Junge, aber sie hat geschrieen. Sogar

ziemlich schlimm.«
Rolly ließ sie los. Die letzten Worte hatten ihm Angst gemacht. »Hast du nachgeschaut?«
»Nein, wie sollte ich?«
»Wenn sich ein Mensch in Gefahr befindet…«
»Rede doch nicht. In dieser verdammten Bude wird oft geschrieen, das weißt du selbst.«
Er nickte und ging rückwärts. »Gut, Mara, gut, ich werde nachschauen, was mit meiner Mutter ist.«
»Ja, gib mir dann Bescheid.«
Er tippte mit dem Zeigefinger an seine rechte Stirnseite und schob endlich den Schlüssel ins Schloß.
Das drückende Gefühl war nicht gewichen. Mochte Mara sein, wie sie wollte, irgendwie hatte sie Herz und erzählte auch nicht nur dummes Zeug. Rollys Mutter und Mara hatten sich ziemlich gut verstanden. Die Frau hatte sich bei den Randers so manches Mal ausgeheult.
In der Wohnung war es still.
Zu still, fand Rolly, so daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat und er gleichzeitig eine Gänsehaut auf dem Rücken spürte. Der Flur war schmal, man konnte sich kaum drehen. Zum Glück waren seine Wände hell gestrichen, so wirkte er etwas freundlicher.
Links an der Wand schauten die drei Garderobenhaken wie große Köpfe hervor. Geradeaus befand sich die Tür zum Wohnraum. Davon abzweigend ging es in das Zimmer, das sich Rolly und Harriet teilten. Es besaß auch eine Naßecke, wo eine Dusche von den Randers eingebaut worden war. Von seinem ersten verdienten Geld hatte Rolly sie gekauft.
»Mum?« rief er und lauschte den krächzenden Klang seiner eigenen Stimme.
Sie gab keine Antwort.
Rolly atmete scharf durch die Nase. Er dachte an seine Schwester, die mit der Klasse in ein Schullandheim nach Schottland gefahren war. Sie hatte den Tag über nicht in der Wohnung sein können.
Die Tür zum Livingroom, der gleichzeitig auch als Küche diente, stand halboffen. Aus dem Raum dahinter fiel ein grauer Lichtstreifen in den Flur. In ihm tanzten zahlreiche Staubteilchen.
Der Junge zögerte noch. Das unheimliche Gefühl wollte nicht weichen. Obwohl hinter der Tür nur der Wohnraum lag, hatte er Angst davor, ihn zu betreten. Er wußte mit fast tödlicher Sicherheit, daß ihn dort etwas Schreckliches erwartete.
Seine Mutter hatte geschrieen, jetzt glaubte er den Worten der Nachbarin, holte noch einmal tief Luft, ging den letzten Schritt und stieß die Tür ganz auf.
Der Raum war - leer!

Rolly sah die Couch, den Schrank, das Regal, den schmalen, viereckigen Tisch, die beiden Sessel, auch den Stuhl und den Ausschnitt des Fensters in der Wand.

Nur seine Mutter entdeckte er nicht, und diese Tatsache erleichterte ihn ungemein. Ronny stieß den Atem zischend aus, als er zur Seite ging und sich gegen den Türpfosten lehnte. Mit einer fahrigen Bewegung wischte er eine Haarsträhne zur Seite, bevor er tiefer in den Raum hineinschritt, um nach einer Nachricht zu suchen, die ihm seine Mutter eventuell hinterlassen hatte. Sie tat dies immer, wenn sie unverhofft wegmußte. Heute fand er nichts, auch nicht auf der schmalen Spüle neben dem Fenster, wo auch die beiden Kochplatten standen. Eine Küche besaß diese Wohnung nicht.

Kein Hinweis, wo die Mutter eventuell hingegangen sein konnte. Das beunruhigte Rolly wiederum.

Er drehte sich. Dabei fiel sein Blick zwangsläufig auf die Tür zu seinem und dem Zimmer seiner Schwester. Auch sie war nicht richtig geschlossen. Möglich, daß die Mutter in dem anderen Raum die Nachricht für ihn hinterlegt hatte.

Er ging hin, drückte die Tür auf, blieb abrupt stehen und hatte plötzlich das Gefühl, Mittelpunkt eines grauenvollen Horrorfilms zu sein, in dem seine Mutter die Hauptrolle spielte.

Sie lag auf seinem Bett, war tot und sah fürchterlich aus…

***

Aus der feuchten Graberde kroch eine Knochenhand in die Höhe, die das rechte Bein eines jungen Mädchens umkrallte, um es in das Grab zu ziehen. Ein Werwolf hockte auf einem fahrenden Personenwagen und war dabei, den Beifahrer durch die zertrümmerte Frontscheibe zu ziehen. Ein schwarz gekleideter Vampir jagte auf zwei nackten und auf Pritschen gefesselte Frauen zu, um ihnen das Blut auszusaugen. Der Tod schritt als gewaltiger Sensenmann durch eine Stadt, deren Straßen mit Leichen übersät waren..

Das alles und noch viel mehr sah ich, als ich zusammen mit meinem Freund Bill Conolly die Halle betrat, zur Kasse ging, meinen Obolus entrichtete und durch eine Glastür gehen konnte, die in das Innere des Ausstellungsraums führte.

Bill grinste mich an. »Na, alter Geisterjäger, wie findest du die Motive der Bilder?«

Ich blieb stehen und schaute zwei Mädchen nach, die Vampirmasken trugen. »Irgendwie scheußlich.«

»Aber er kommt an.«

»Das kann ich mir vorstellen, sonst hätte man ihm ja nicht die Ausstellungen gegeben.«

Bill runzelte die Stirn. »Willst du ihn kennenlernen?«

»Deshalb sind wir gekommen.«
»Okay, gehen wir hin.«
Ich hielt den Reporter fest. »Einen Augenblick noch, Bill. Wie heißt der Knabe noch mal?«
»Javankala.«
Ich räusperte mich. »Was ist das denn für ein Landsmann?«
»Angeblich soll er aus dem Balkan stammen. Rumänien oder so. Aber genau weiß ich das nicht.«
Jedenfalls hatte dieser Javankala Furore gemacht. In gewissen Kreisen und bei bestimmten Leuten galt er als absoluter Meister seines Fachs. Er war der Star auf der Horror-Bühne. Was er malte, war so grausam und gleichzeitig auch so realistisch, daß sanfte Gemüter beim Betrachten der Bilder Angstzustände bekamen.
Er hatte in den letzten Jahren Karriere gemacht und war besonders als Zeichner für Titelbilder auflagenstarker Fantasy- und Horror-Magazine ebenso begehrt wie als Maler für Schallplatten-Cover.
Ich hatte seine Bilder schon oft genug in den einschlägigen Läden gesehen. Es wäre mir aber nie in den Sinn gekommen, deswegen eine Ausstellung des Malers zu besuchen, hätte mein Freund Bill Conolly mich nicht dazu überredet.
Ich hatte an diesem Tag sowieso nichts vor, Suko wollte nicht mit, Bills Frau Sheila war anderweitig unterwegs, und so hatten wir beschlossen, uns einmal umzuschauen.
Die Ausstellung fand in Soho statt. Früher hatte der Raum ein großes Kino beherbergt, aber das war längst geschlossen worden.
Bevor wir den eigentlichen Ausstellungsraum betreten konnten, mußten wir durch einen breiten Gang. An den Wänden hingen, wie gesagt, die Bilder des Meisters, und links davon standen kleine Verkaufstische, die mit Comics, Magazinen, Zeitschriften, Bildern, Figuren und Masken vollbepackt waren.
Es war nicht allein die Ausstellung, die die Menschen anzog, man hatte gleichzeitig ein großes Fantreffen der Fantasy- und Gruselleser veranstaltet. Bei ihnen stand Javankala hoch im Kurs, und jeder Besucher wollte natürlich ein Autogramm.
Es war ein sehr originelles Treffen. Die Besucher waren verkleidet erschienen, die meisten in Phantasiekostümen, in denen sie aussahen wie irgendwelche Monster oder Geschöpfe aus der fernen Fantasywelt eines ideenreichen Autors.
Andere, die sehr dem Horror zugeneigt waren, hatten sich auch dementsprechend verkleidet. Sie kamen als Vampire, Werwölfe oder Zombies. Auch da gab es Unterschiede. Eine Frau, die ihren fast nackten Körper mit bunten Kreisen bemalt hatte und dabei aussah wie Grace Jones in dem Film »Vamp«, hatte sich eine rote Perücke mit Schlangenhaaren über den Kopf gestreift, ihr Gesicht pechschwarz

angemalt und bluttriefende Lippen nachgezeichnet, wobei ihr knallweißes Vampirgebiß bei dieser Aufmachung fast lächerlich wirkte.

Andere Besucher hörte ich unter ihren Masken fluchen, denn man kam ins Schwitzen.

An den Verkaufsständen drängten sich die Fans im Licht der grellen Scheinwerfer. Auch im Saal waren zahlreiche Tische aufgebaut worden, die Besucher umlagert hatten.

Bill und ich, beide nicht verkleidet, fielen natürlich auf und mußten uns entsprechende Bemerkungen gefallen lassen, die wir jedoch großzügig überhörten.

»Wo sitzt denn jetzt der Maler?« fragte ich und blieb stehen. Über mir knallte ein Scheinwerfer seinen Lichtstrahl senkrecht auf mich. Der große Raum war überheizt.

Bill Conolly deutete schräg in den ehemaligen Kinosaal hinein, wo sich in einer Ecke besonders viele Besucher drängten und auch die Kameras eines Fernsehteams aufgebaut worden waren. »Da muß er sitzen.«

In der Menschentraube war Javankala nicht zu sehen. Sein Tisch stand in einer Ecke. Die beiden Wände, die im rechten Winkel zusammenführten, waren mit seinen Werken geschmückt und wurden auch durch die hellen Lanzen der Spotlights angestrahlt.

»Komm weiter«, sagte Bill.

»Muß ich mich da anstellen?«

Der Reporter lachte leise. »Es wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben, falls du ein Autogramm haben willst.«

»Das muß nicht unbedingt sein.« Ich hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als ich direkt über mir den Knall hörte. Sofort sprang ich zur Seite.

Noch in der Bewegung vernahm ich das Splittern. Dann rieselten Glasscherben zu Boden, glitten noch über meinen linken Arm, einige von ihnen hakten sich dort fest, doch der Rest landete auf dem blanken Boden.

Auch Bill war zurückgegangen. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute nach oben.

»Das ist ein Ding«, flüsterte er. »Der ist einfach zerplatzt.«

»Und ich hätte fast im Regen gestanden!«

Bill kam wieder näher. Einige Zuschauer hatten sich eingefunden und gaben spöttische Bemerkungen ab. Sie sprachen davon, daß ich wohl ein zu heißer Typ wäre, aber darauf achtete ich nicht und hörte statt dessen Bills fragend gesprochenes Wort.

»Zufall, John?«

»Was sonst. Oder glaubst du nicht daran?«

Bill hob die Schultern. »Ich weiß nicht so recht. Wenn ich mit dir

unterwegs bin, habe ich es mir abgewöhnt, an einen Zufall zu glauben. Warum ist der Scheinwerfer genau in dem Augenblick zersprungen, als du unter ihm gestanden hast?«

»Er hat sich erhitzt, ganz einfach.«

»Wenn du meinst.«

Ich legte meinem Freund die rechte Hand auf die Schulter. »Bill, dein Mißtrauen in allen Ehren, aber ist es nicht in diesem Fall ein wenig übertrieben?«

»Kann sein. Vielleicht habe ich heute meinen dämonischen Tag. Aber besser so als anders.«

»Das stimmt. Und jetzt laß uns den Maler mal näher in Augenschein nehmen.«

Wir konnten nicht auf dem direkten Weg zu ihm gehen und mußten mehrere Bögen schlagen. Zwischen den aufgebauten Tischen und Ständen führten schmale Gassen hindurch, in denen ebenfalls ein großes Gedränge herrschte. Die originell verkleideten Besucher drängten sich an den schmalen Verkaufsständen - die meisten nicht breiter als Tapetentische -, feilschten um Preise, kauften oder lehnten ab.

Einige Verkäufer hatten ihre Radios oder Recorder mitgenommen. Fetzige Rockmusik dröhnte uns entgegen, manchmal auch vermischt mit den unheimlichen Klängen anderer Musikstücke.

Bill grinste mir zu. »Ist eine heiße Schau, wie?«

»Das kann man wohl sagen!«

»Was kann man wohl sagen?« hörte ich eine Mädchenstimme hinter einer grünschwarzen Monstermaske aufklingen. Die Kleine stand vor mir und starrte mich an.

»Die Schau hier ist toll.«

Eine grün beschmierte Hand stieß gegen meine Brust. »Klar, sogar für Grufties wie dich.«

»Danke, ich habe verstanden.«

»Nimm's nicht persönlich, Junge. Wir sind hier eben alle ein wenig verrückt. Letztendlich kommt es nicht aufs Alter an…« Sie ballte die Hand zur Faust, »sondern auf das, was man drauf hat.«

»Genauso ist es.«

»Wir sehen uns vielleicht später.«

»Ohne Maske?« fragte ich.

»Wenn du deine abnimmst.« Sie lachte dumpf und drängte sich an mir vorbei.

Auch Bill Conolly konnte sich ein Lachen nicht verbeißen. »Ja, Alter, so geht es einem, wenn man nicht mehr zu den Jüngsten zählt.«

»Richtig, Bill. Nur gut, daß wir der gleiche Jahrgang sind.«

»Mußt du mich denn immer daran erinnern?«

»Denk dran. Innen muß man jung sein, nicht außen.«

Wir hatten das Ende der langen Reihe erreicht und mußten jetzt nur noch dicht vor der Querwand nach links gehen, um den Platz zu erreichen, wo der Zeichner signierte.

Das war im Moment nicht möglich, da wir erst eine Prozession abenteuerlich gekleideter Gespenster passieren lassen mußten. Ich zählte genau dreizehn Personen, die hintereinander gingen. Sie waren in wallende, weiße Gewänder gehüllt und trugen auf ihren Köpfen und vor den Gesichtern schwarze Totenschädel. Zudem hatten sie sich aneinander gekettet. Die einzelnen Glieder klirrten bei jeder heftigeren Bewegung.

»Da sind ja wieder die Gruftgespenster«, hörte ich eine Stimme. »Die machen bestimmt den ersten Preis.«

»Da gibt es andere, die besser sind.«

Ein dritter sprach ebenfalls dagegen, aber ich hatte erfahren, daß hier auch Preise für das originellste Kostüm oder die auffallendste Verkleidung vergeben wurden.

Wir ließen die Leute vorbei und schlossen uns ihnen praktisch an. Ich wollte endlich mal den Maler kennenlernen, dessen Werke den absoluten Horror ausstrahlten.

Wir sahen ihn nicht, aber wir hörten seine Stimme, die schrill und auch wütend klang. »Verdammt noch mal, ich kann hier nicht mehr arbeiten. Ich will keine Autogramme mehr geben. Ich… ich bringe es einfach nicht mehr fertig. Und ihr vom Fernsehen könnt auch verschwinden. Los, ihr Pfeffersäcke, haut ab!«

»Der große Meister scheint sauer zu sein«, flüsterte Bill.

»Wahrscheinlich hat er den falschen Pinsel eingesteckt.«

Bill lachte nur, aber Javankala hörte einfach nicht auf zu toben und zu schimpfen.

Einer der Reporter wollte es genau wissen und fragte: »Was ist denn los mit Ihnen, Javankala?«

»Alles ist los. Es gefällt mir hier nicht, verstehen Sie? Ich werde immer gestört.«

»Durch uns, Meister?«

»Ja, auch durch euch.«

Der Frager ließ nicht locker. Er war in die Hocke gegangen und hielt das Mikro über den schmalen Tisch gestreckt. »Was stört Sie denn noch alles hier?«

Der Maler antwortete nicht sofort. Nach einer Weile sagte er: »Da sind die Störungen, die ich spüre. Sie… sie sind vorhanden. Vorhin zerplatzte ein Scheinwerfer. Ich… ich«, er begann jetzt zu stottern.

»Ich stehe unter Strom. Jemand befindet sich in meiner Nähe, der mich stört. Das ist es.«

Bill und ich schauten uns an. Wir standen so, daß Javankala uns nicht sah, wir ihn aber auch nicht.

Ziemlich an der Wand, den Blick auf den Maler durch die Menschentraube verwehrt.

»Was war das mit dem Scheinwerfer?« fragte mein Freund so leise, daß nur ich seine Worte verstehen konnte.

»Er zerplatzte.«

»Durch Strömungen, John. Mein Gefühl scheint einen festeren Grund bekommen zu haben.« Bill zwinkerte mir zu.

»Dann laß uns doch mal den Maler aus der Nähe anschauen. Ich bin gespannt, ob wir ihn auch stören.«

»Vielleicht ist es dein Kreuz.«

»Dann müßte er mit schwarzmagischen Kräften in Verbindung stehen.«

»Wer weiß. Kannst du für ihn die Hand ins Feuer legen?«

»Bestimmt nicht.«

Daß der Maler gestört wurde, hatten auch andere Gäste gehört. Sie wollten wissen, was geschehen war, deshalb hatte sich die Menschentraube um den Künstler noch vergrößert. Aber Bill wußte sich zu helfen. Er holte seinen Presseausweis hervor und hielt ihn so, daß man ihn sehen mußte.

»Lassen Sie mich durch, bitte. Machen Sie Platz, meine Herrschaften!«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen. Mein Freund machte das wie ein Profi. Der hätte der perfekte Oberkellner in einem überfüllten Lokal werden können. In der Tat gingen die Besucher zur Seite. Eine Gasse entstand. Bevor diese sich wieder schließen konnte, war ich auch hindurchgeschlüpft und hielt mich auch weiterhin im Schlepptau meines Freundes.

Auf einer breiten Leiter stand ein Kameramann, der sein kostbares Instrument krampfhaft festhielt.

An der Kamera brannte kein grünes Licht, sie war nicht eingeschaltet.

Die Reporter, zwei an der Zahl, interviewten weiter. Einer hatte sich die Gäste vorgenommen, stellte seine Frage und hielt ihnen den ovalen Mikrofonkopf vor die Lippen.

Auch mich sprach er an. »Und was hat Sie hergetrieben, Mister?« erkundigte er sich, wobei seine Augen plötzlich einen staunenden Glanz bekamen, denn er hatte mich erkannt.

»Sinclair?«

Bevor er Luft holen konnte, um meinen Namen lauter zu wiederholen, legte ich ihm einen Finger auf die Lippen. »Ihr Mund bleibt zu, Mister, ist das klar?«

»Ja, wieso?«

»Ich bin hier privat, nicht dienstlich. Das ist kein Fall, bei dem ich mich in der Presse wiederfinden möchte.«

Er widersprach. »Ihre Anwesenheit wertet dieses Treffen schließlich

auf.«

»Das können Sie sehen, wie Sie wollen. Ich jedenfalls möchte hier meine Ruhe haben.«

»Wie Sie wünschen.«

Bill war stehengeblieben und schaute über die Schulter. »Ist etwas, John?«

»Nicht mehr.«

»Ach, Sie auch noch, Conolly.« Der Reporter holte tief Luft. »Deshalb kam mir die Stimme so bekannt vor.«

»Klar, Mike, wo etwas los ist, bin ich auch.«

»Für welche Zeitung…?«

»Für keine, Mike.«

Um uns herum wogten die Menschenleiber. Jeder wollte durch, die Menschen gingen auch in verschiedene Richtungen. Zwischendurch vernahmen wir das Schimpfen des Meisters, der immer weiter an die Wand gedrückt wurde, weil jeder an seinen Tisch heranwollte, um ein Bild mit Autogramm zu bekommen.

Auch wir kamen nur langsam weiter. Geduld ist die Stärke des Siegers So war es auch bei uns. Wir kamen schließlich bis dicht an den Autogrammtisch heran und konnten zum erstenmal einen Blick auf den Künstler werfen.

Javankala hockte zurückgelehnt auf einem gepolsterten Stuhl und hatte die Arme vor der Brust verschränkt. Er sah aus wie ein Mann, der alles satt hatte.

Das war schon ein Typ. Wild und bärtig, so daß von seinem Gesicht nicht viel zu sehen war. Es kam mir irgendwie eingerahmt vor. Er trug eine dünne, dreiviertellange Lederjacke und darunter einen ebenfalls dunklen Pullover. Wie er dasaß, wirkte er auf mich wie ein ruhender Teddybär. Aber das war er sicherlich nicht. Die kleinen Augen unter den gebogenen, balkenartigen Brauen waren hellwach und schienen jeden in seiner Nähe stehenden Fan zu sehen.

Vor ihm lagen Kalenderblätter, die er signierte. Es waren zahlreiche Kalender verkauft worden, die einzelnen Blätter stellten allesamt Werke aus seiner Feder dar. Es waren schaurige, düstere Bilder, die das Grauen einer anderen Welt herüberbrachten.

Er schaute zunächst Bill an. Ich stand hinter meinem Freund und hatte mich ein wenig geduckt. So konnte Javankala mich wenigstens nicht sofort sehen.

»Willst du auch ein Blatt?« fragte der Maler.

Bill grinste ihn an. »Ich bitte darum.«

»Okay.« Javankala griff zum dicken Stift und malte seinen Schnörkel auf das Blatt.

Bill bekam es, bedankte sich und schuf mir den nötigen Platz. Jetzt stand ich vor dem Zeichner, der den Blick hob, eine Frage stellen

wollte, dann aber starr in mein Gesicht schaute.

»Ich hätte auch gern ein signiertes Blatt!«

»Ja«, sagte er, »ja…« Der Mann besaß eine etwas harte Aussprache, wie sie bei den meisten osteuropäischen Menschen vorherrschte. »Sie bekommen auch eines.« Er redete wie ein Mensch in Trance. Mit den Gedanken schien er nicht bei der Sache zu sein. Auch die Augen schauten mehr nach innen als nach außen.

»Ist etwas?« fragte ich ihn. »Habe ich etwas an mir, das Sie möglicherweise irritiert?«

Mich überkam das Inselgefühl. Wir beide schienen uns allein im Saal zu befinden. Die anderen Gäste existierten nicht mehr, mochten sie auch noch so bunt und auffallend gekleidet sein.

»Ja, es stört mich!«

»Und was?« fragte ich.

»Sie sind es. Sie stören mich. Sie sind der Faktor, der Punkt, das Zentrum.«

»Ich möchte nur ein Autogramm!«

Er beugte sich hastig vor. Fehlte nur noch, daß er ein Knurren hören ließ.

»Sie haben etwas an sich, Mister. Sie sind ein Feind. Ich habe Sie schon gespürt, als ich Sie nicht einmal sah. Nehmen Sie sich in acht. Hüten Sie sich, das sage ich Ihnen…«

»Kann ich das Autogramm bekommen?«

Er nickte und griff zu einem Kalenderblatt. »Ja, das kannst du haben, mein Junge.« Den Stift hielt er in der rechten Hand. Er wollte ihn über das Blatt führen, als er plötzlich zögerte, den Kopf schüttelte, mich noch einmal lauernd anschaute und dabei totenbleich im Gesicht geworden war.

»Für wen soll ich schreiben?«

»Meinen Namen?«

»Ja.«

»Schreiben Sie. Für den Störer John Sinclair. Mit herzlichen Grüßen, na, Sie wissen schon.«

Da schrie er wütend auf, schrieb aber dennoch, und kaum hatte der Stift das Papier berührt, da geschah es.

Aus der dicken Spitze des Filzstiftes spritzte eine Blutfontäne in die Höhe…

***

»Mum!«

Es sollte ein Schrei werden, ein irrer Ruf, doch nur ein Ächzen drang über die Lippen des Jungen.

Rolly konnte nicht anders. Er hämmerte sich ein, daß er in einem Alptraum steckte, doch das fürchterliche Bild war echt.

Seine Mutter lebte nicht mehr!

Er hob langsam beide Arme, um die Handflächen gegen sein Gesicht zu pressen. Dabei drückte er die Haut zusammen, so daß er sein Gesicht zu einer Fratze formte.

Rolly sprach sinnlose Worte. Der Schock saß tief, er ließ ihn zittern. Hitzewellen und Kälteschauer wechselten sich ab, als sie über seinen Rücken jagten. Die tote Mutter nahm er wie durch einen Schleier wahr, und auch all die anderen Dinge, die in dem Raum standen.

Rechts schlief seine Schwester Harriet. Der Teil des Zimmers war als Jungmädchen-Raum eingerichtet. An der Wand hingen Tierplakate. Das Bett zeigte eine rote Decke. Aber die Farbe Rot konnte er nicht mehr sehen. Rolly drehte den Kopf, um in den Teil des Zimmers zu schauen, wo er sich aufhielt, wenn er zu Hause war.

Es war düster eingerichtet. Rolly liebte das Schaurige. Er gehörte zu den Horror-Fans. Die entsprechenden Bücher und Magazine standen in vier übereinandergestellten Regalbrettern. Und an einer Wandseite hing das Glanzstück:

Ein großer Monatskalender mit Bildmotiven des berühmten Szenenmalers Javankala.

Ein Bild war schauriger als das andere. Monster, grauenhafte Gestalten und fürchterliche Szenen wechselten sich ab. Bisher hatte der Siebzehnjährige immer seine Freude daran gehabt. Jetzt überkam ihn das kalte Entsetzen, denn mit dem Kalender stimmte einiges nicht mehr. Jemand hatte den größten Teil der Blätter abgerissen. Sie lagen auf dem Boden verteilt. Aber das war es nicht, was ihn so sehr störte. Als viel schlimmer empfand er das Blut, das auf den Blättern klebte.

Blut seiner Mutter?

Rolly wunderte sich über sich selbst, daß er es schaffte sich in Bewegung zu setzen und auf die Blätter zuzugehen. Er wollte sie sehen, sie genau ansehen, denn ihm war etwas aufgefallen. Urplötzlich hatte er das Gefühl bekommen, daß mit diesen Blättern etwas nicht stimmte. Zwar sahen sie aus wie immer, dennoch überkam ihn der Eindruck, daß sich etwas verändert hatte.

Er blieb stehen, als ein Blatt fast seine Fußspitzen berührte. Sehr steif bückte er sich, streckte den Arm aus, berührte das Blatt mit den Fingerspitzen und hob es erst dann auf.

Es fühlte sich normal an. Dennoch war es etwas anderes, als er die Finger weiterwandern ließ, so daß sich die Spitzen dem Motiv näherten. Es zeigte den Kopf eines Werwolfs.

Eine furchterregende Schnauze, mit einem weit aufgerissenen Maul, dessen Ränder noch Blutspuren zeigten. So hatte der Schädel auf dem Bild ausgesehen, doch das Blut an der Schnauze war echt.

Rolly merkte es, als er darüber hinwegstrich, seine Finger zurückzog und auf die roten Kuppen schaute.

Er fühlte noch mehr. Die Finger glitten in das hinein, was eigentlich nur gemalt war.

Jetzt spürte er es deutlich.

Das Fell war echt!

Rolly Randers atmete stöhnend. Seine Zungenspitze huschte aus dem Mund und feuchtete kreisend die Lippen an. Schwindel, Angst und Panik überkamen ihn. Er zog sich langsam zurück und starrte dabei auf das Bild. Der Werwolf - besaß grausam kalte Raubtieraugen. Sie waren in einer gelbgrünen Mischfarbe gemalt worden, so daß sie den mörderischen Ausdruck bekommen hatten.

»Er… er lebt«, flüsterte er. »Verdammt noch mal, er lebt. Das… das Bild ist nicht tot…« Rolly drückte sich hoch und ging langsam zurück. Er blickte dabei nur auf die Blätter, weil er seine Mutter nicht ansehen wollte. Trotz seines Schocks war er realistisch genug, um einzusehen, daß seine Mutter wahrscheinlich von diesem Werwolf getötet worden war.

Ein Kalenderblatt, in dem Leben steckte. Sogar ein teuflisches, grausames Leben.

Rolly begriff das nicht. Ihm war nur klar, daß er sich ebenfalls in Gefahr befand. Wo ein Mord geschehen war, konnte durchaus ein zweiter passieren.

Zitternd zog er sich zurück. Dann drehte er sich auf der Stelle und floh Hals über Kopf aus dem Raum. Erst im Flur stoppte ihn die geschlossene Wohnungstür. Sie hatte er in seiner Angst einfach übersehen. Mit der Stirn schlug er gegen das Holz, durch seinen Kopf raste eine Schmerzlawine, dann drückte er die Klinke herunter. Weiß im Gesicht und mit allen Anzeichen des Entsetzens in den Augen, taumelte er in den düsteren Hausflur.

Aus der unteren Etage hörte er heftige Stimmen. Dort stritt man sich. Rolly nahm sie nur durch einen dumpfen Schleier wahr, und aus dem Schleier, der sich auch vor seinen Augen befand, schälte sich allmählich ein Gesicht.

Angst durchfuhr den Jungen, weil er das Gesicht als eine bleiche Fratze ansah.

»Rolly, Mensch, was ist denn los? Gib Antwort, Rolly! Was hast du gesehen?«

Die Stimme kannte er. Rolly wußte im Augenblick nur nicht, wo er sie schon einmal gehört hatte.

Er senkte den Kopf und ließ sich dabei nach vorn fallen.

Ein weicher Körper fing ihn auf. Rolly legte sein Gesicht auf die runde Schulter und begann, hemmungslos zu weinen.

Mara, das Modell mit dem weichen Herzen, ließ ihn in Ruhe, obwohl sie selbst nachschauen wollte, sich gleichzeitig denken konnte, was in der Wohnung geschehen war.

Nein, sie hatte sich wohl nicht getäuscht.
Zeit spielte plötzlich keine Rolle mehr. Irgendwann hatte sich Rolly wieder gefangen. Mara merkte dies und drückte den Jungen zurück. »Kannst du jetzt reden?«
»Weiß nicht…«
»Was ist in der Wohnung geschehen?« Mara wollte die Frage nicht direkt stellen. »Hatte ich recht?«
Rolly überlegte noch. Dann nickte er. Erst langsam, schließlich sehr heftig. Von seinen Lippen löste sich ein Schrei, der in Worte endete. »Tot!« schrie er. »Mutter ist tot…!«

***

Aus dem Filzstift war die rote Flüssigkeit trichterförmig in die Höhe gespritzt und hätte auch mein Gesicht getroffen, wenn ich den Kopf nicht rasch nach hinten gerissen hätte.
So verfehlte mich die Fontäne, und ein Teil der Flüssigkeit klatschte gegen meine Schulter.
Ich war gegen Bill Conolly gestoßen, der dicht hinter mir stand. Weiter ging ich nicht zurück, da ich die Reaktion des Malers miterleben wollte.
Er war aufgesprungen, starrte auf das Kalenderblatt, das er mir hatte signieren sollen und das nun zur Hälfte von der roten Lache bedeckt wurde.
Das Motiv war nur mehr schwerlich zu erkennen. Es zeigte einen halb im Wasser steckenden Riesenzombie, der in seinen Händen zwei Menschen hielt, wie Bälle, die er fortschleudern wollte.
»Stört!« keuchte der Maler. »Hier stört etwas. Ja, du bist es, der mich stört. Du bist… du…«
»Was haben Sie?« sprach ich ihn knallhart an.
Er löste eine Hand von der Tischplatte und deutete auf das beschmierte Blatt. »Das… das haben Sie zu verantworten.«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht. Sie haben dafür gesorgt, verstehen Sie? Ich wollte nur ein Autogramm von Ihnen haben.«
Er schaute mir in die Augen. »O nein, Mister, o nein. Ich weiß, wer Sie sind. Sie wollen mich stören. Ich spürte, daß etwas nicht stimmte, auch als Sie den Raum betraten und ich Sie noch nicht gesehen hatte. Gehen Sie jetzt, aber gehen Sie schnell, verstanden?« Er hatte sehr laut gesprochen.
So waren seine Worte auch von denen verstanden worden, die sich in größerer Entfernung aufhielten.
Natürlich hatten auch die Reporter unseren Disput mitbekommen. Sie drängten sich näher, während aus dem Hintergrund die Ruhe der Gäste laut wurden, die verlangten, daß ich mich zurückzog.

Javankala und ich sahen uns in die Augen. Seine Lippen inmitten des dunklen Bartgestrüpps zuckten dabei. Er befand sich in einer guten Position, weil die Besucher hier auf seiner Seite standen und er deren Idol war.

»Ja«, sagte ich lächelnd. »Ich werde gehen, Mr. Javankala. Aber ich bin sicher, daß wir uns wiedersehen werden. Darauf können Sie sich verlassen.«

Ich drehte mich um. Die Hand eines Reporters hielt mich fest. Vor meinem Mund erschien ein Mikro. »Was war denn los?« wurde ich gefragt. »Reden Sie doch.«

»Nicht viel«, erwiderte ich. »Der Filzstift des Meisters ist nur ausgelaufen.«

»Ach so. Und deshalb macht er dieses Theater?«

»Ja.«

Bill schob mich weiter. Er spielte in diesen Augenblicken den Leibwächter. Auch mit seinen Reporterkollegen wurde er fertig. Nur die Fans nahmen mir übel, daß ihr Idol etwas aus der Fassung geraten war. Auf dem Weg zum Ausgang wurden wir regelrecht beschimpft, ohne allerdings zu antworten.

Einmal sprang uns ein großes Monster in den Weg und schlug mit seinen Pranken nach uns.

Bill stieß den Fan zur Seite. »Hol dir einen Hamburger und verspeise den, aber laß uns in Ruhe!«

Erst als wir die Kasse passiert hatten und im ehemaligen Foyer des Kinos standen, ließ man uns in Ruhe. Der Reporter lächelte süffisant. »Na, John, was sagst du jetzt?«

»Was willst du hören?«

»Daß ich in gewisser Weise recht behalten habe.« Er hob eine Hand. »Ich sage dir, John, mit dieser Type stimmt etwas nicht. Das spüre ich einfach.«

»Da könntest du recht haben.«

»Und wie stufst du ihn ein?«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich noch nicht. Der kann völlig harmlos sein, aber auch gefährlich. Im Moment gibt es nur die beiden Extreme, zwischen denen wir wählen können. Mein Kreuz jedenfalls hat nicht reagiert.«

»Und diese. Lache aus dem Stift? War das Blut?«

»Ich habe es nicht analysiert. Man kann sagen, daß der Filzstift ausgelaufen ist.«

»Hinzu kommt der ausgefallene Scheinwerfer.«

»Ein technischer Defekt.«

Bill schüttelte den Kopf. »Ich merke schon, daß du dich nicht überzeugen lassen willst.«

»Das hat mit überzeugen nichts zu tun. Ich will nur sichergehen,

verstehst du?«
»Und wie willst du das anstellen, wenn du nicht mehr bei ihm bist?«
»Durch normale Polizeiarbeit. Ich fahre jetzt ins Büro und lasse feststellen, ob unser Archiv etwas über Javankala gespeichert hat. Das ist alles.«
»Viel Spaß dabei.«
Ich mußte lachen. »Du hast das so gesagt, als hättest du keine Lust, mit mir zu fahren.«
»Habe ich auch nicht. Sagst du mir trotzdem, was du herausgefunden hast?«
»Sicher.«
Wir verließen das Theater. Auch die Vorderfront war mit Plakaten beklebt worden, die auf die Ausstellung hinwiesen. Schriftbänder schaukelten ebenfalls vor der Wand. Auf dem Gehsteig standen die fahrbahren Untersätze der Besucher. Zumeist Fahrräder, Kleinkrafträder und auch heiße Feuerstühle.
Bill Conolly hatte mich abgeholt. »Ich werde dich auch wieder zurückfahren«, bot er sich an.
»Danke.«
»Keine Ursache, Sir John.«
Es war nicht weit bis zum Yard. Ich versprach meinem Freund, ihn auf dem laufenden zu halten und wunderte mich, als ich das Büro betrat, daß ich Suko nicht vorfand.
Glenda schrieb, ich hatte sie nicht stören wollen, tat es jetzt dennoch. »Ist Suko schon nach Hause gefahren?«
Sie schrieb zunächst den Satz zu Ende, um anschließend den rechten Arm zu heben. »Was hast du gesagt?«
Ich wiederholte die Frage.
Glenda drehte sich auf ihrem Stuhl um. Sie trug ihren Pullover mit dem gelbgrünen Muster und nickte mir zu. »Nein, John, Suko ist nicht nach Hause gefahren. Er wurde gerufen.«
»Wohin?«
»Da ist ein Mord passiert. Man wollte dich und ihn dabeihaben. Frage mich nicht nach dem Grund.«
»Und wo ist er hin?«
»Im Southwark, ziemlich miese Gegend.«
Ich überlegte. »Mich wollte man auch dabeihaben«, murmelte ich. »Okay, dann werde ich hinfahren. Gib mir die Anschrift.«
Glenda hatte sie notiert. »Ist Suko schon lange weg?« erkundigte ich mich.
Meine Sekretärin hob die Schultern. »Ich habe nicht genau auf die Uhr geschaut. Eine Stunde wird es sein.« Sie stand auf. »Nimmst du einen Wagen?«
»Ja, ja.« Ich schaute auf den Zettel mit der Anschrift. »Da muß ich

über die Themse.«
Der Rover stand mir schon seit längerer Zeit zur Verfügung. Zu einem neuen Bentley hatte es nicht gereicht.
Ich nahm die Westminster Bridge und sah die in der Nähe liegenden, altehrwürdigen Gebäude wie schattenhafte Gemälde unter einem Dunstschleier liegen. Der Februar hatte London ein Sauwetter beschert. Es war regnerisch und naßkalt. Laut Vorhersage sollten die Temperaturen wieder fallen, darin würde es erneut Schnee geben. Allmählich reichte mir der Mist. Es wurde Zeit für den Frühling.
Nach der Brücke durchfuhr ich den Verteilerkreisel, um auf die Westminster Bridge Road zu kommen, die an der St. George's Cathedral überging in die St. George's Road und die an der südlichen Grenze von Southwark Old Kent Road heißt.
Ich kam trotz der Nachmittagszeit gut voran, verließ die breite Straße an der Dunton Road, überquerte eine Eisenbahnlinie und geriet wenig später in die graue Wohn- und Fabrikgegend, wo Menschen lebten, die kein hohes Einkommen besaßen.
Ich fand das Ziel nach einigem Suchen. Die Straße war ziemlich schmal. Den Rover mußte ich schon schräg auf den Gehsteig fahren, um ihn überhaupt abstellen zu können.
Da ich dicht hinter einem Streifenwagen parkte, war sofort ein Bobby da, der mich wegscheuchen wollte.
Mein Ausweis beruhigte ihn.
»Kann ich etwas für Sie tun, Sir?«
»Ja, was ist passiert?«
»Ein Mord, Sir. Mord an einer Frau.«
»Wie heißt sie?«
»Joanna Randers.«
Ich schüttelte den Kopf. Der Name sagte mir nichts. »Ist die Tote schon abtransportiert worden?«
Der Bobby nickte. Bei seiner nächsten Antwort senkte er die Stimme. »Ich kann Ihnen sagen, Sir, Sie sah furchtbar aus. So etwas habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Als wäre sie von einem wilden Tier angefallen worden.«
»Sagt das auch der Doc?« fragte ich.
»Das weiß ich nicht. Es war in diesem Falle meine eigene Meinung. Sie können ja Inspektor Ratcliff fragen, der die Untersuchungen leitet. Er wird Ihnen mehr darüber berichten können.«
»Danke.« Wenig später ging ich durch die offene Tür und tauchte in den düsteren Hausflur ein, wo die Mieter sich versammelt hatten und über den Vorfall sprachen.
Mich starrten sie feindselig an, als trüge ich die Schuld an diesem Vorkommnis.
Ich mußte eine schmutzige Treppe hochgehen, gelangte in die dritte

Etage, wo eine der Wohnungstüren weit offenstand, so daß ich in den engen Flur sehen konnte, wo ich die Gestalt meines Freundes Suko entdeckte.

Der Inspektor hatte die Hände in die Taschen geschoben und schaute zu Boden. Erst als ich dicht neben ihm stand, blickte er auf. »Ach, du hier, John?«

»Sogar in Lebensgröße. Was ist passiert?«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Es war schrecklich, John, einfach furchtbar. Ich habe die Tote noch gesehen. Sie… sie ist auf eine schlimme Art und Weise gestorben.«

»Wer könnte es gewesen sein? Ich sprach mit einem Bobby, der erzählte mir etwas von einem wilden Tier.«

»Das könnte auch hinkommen, aber ich will nicht vorgreifen. Sieh es dir selbst an. Das Mordzimmer, meine ich.«

Wir gingen durch einen Raum, der Wohnzimmer, Küche und Schlafzimmer in einem war. Die Kollegen der Mordkommission sicherten noch die Spuren. Auch Inspektor Ratcliff sah ich. Er winkte mir kurz zu, bevor er seiner weiteren Arbeit nachging.

Der Mord war in einem Jugendzimmer passiert. Ich sah sofort, daß hier ein Junge und ein Mädchen schliefen. Allein die Bilder wiesen darauf hin.

Links lebte der Junge. Dort war auch die Tat begangen worden. Man hatte die Spuren noch nicht beseitigt. Mein Mund nahm die Form eines Striches an, so hart preßte ich die Lippen zusammen.

Ich war dicht hinter der Tür stehengeblieben, ging dann hastig vor, umschritt eine abgesteckte Zone und blieb dort stehen, wo die Posters an den Wänden hingen und ich auch die leere Rückseite eines an der Wand hängenden Kalenders sah, denn seine sämtlichen zwölf Blätter lagen auf dem Boden verteilt.

Ich starrte die Blätter an, merkte mir die Motive und wollte es selbst kaum glauben. Über meinen Rücken rann ein kalter Schauer, die Haut im Nacken zog sich zusammen, und für Sekunden schloß ich die Augen.

Suko hatte etwas bemerkt. »Was hast du?«

»Verdammt«, sagte ich leise. »Der Kalender, ich kenne ihn.«

»Woher?«

»Das will ich dir genau sagen. Du erinnerst dich, daß Bill und ich auf dieses Fantreffen gegangen sind, wo sich auch der Maler Javankala eingefunden hat?«

»Ja, davon erzähltest du?«

»Ich habe diesen Maler kennengelernt. Mit seinem Kalender hat er einen ungewöhnlich großen Erfolg erzielt.« Jetzt deutete ich auf die gefallenen Blätter. »Das ist er, Suko!«

»Javankalas Werk?«

»Genau.«
»Hat das etwas zu sagen? Er wird in einer hohen Auflage gedruckt worden sein.«
»Schon. In diesem Falle allerdings gebe ich Bill recht. Sein Gefühl hat ihn nicht betrogen.«
»Wie das?«
Ich berichtete Suko haarklein, was uns widerfahren war. Der Chinese nickte. »Das ist in der Tat äußerst ungewöhnlich«, meinte er leise. »Und eine Spur?«
»Kann sein. Lassen wir das zunächst. Wer hat die Tote gefunden?«
»Ronny Randers, der siebzehnjährige Sohn.«
Ich verzog die Lippen. »Verflixt, auch das noch. Was ist mit dem Jungen?«
»Wir haben ihn in ein Krankenhaus schaffen lassen. Er stand unter Schock.«
»Klar. Sonst noch Zeugen?«
»Eine - sagen wir - halbe.«
»Rede schon!«
»Ich spreche von einer Nachbarin. Mara, ein sogenanntes Modell. Die Frau hat am Mittag Schreie gehört, wie sie uns sagte, und sie warnte auch den Jungen.«
»Hat sie auch den Killer gesehen?«
»Nein.«
Ich drehte mich um. »Können wir mit ihr reden?«
»Leider nicht. Sie hat versprochen, sich zu betrinken. Das Versprechen hat sie auch gehalten. Die Dame ist sturzbesoffen.«
Ich hob die Schultern. »Da kann man nichts machen. Mich würde interessieren, wer zu einer solchen Tat fähig ist?«
Suko rieb seine Augenränder. »Wenn es sich nicht etwas übertrieben anhören würde, dann könnte ich mir einen Werwolf oder ein ähnliches Monster durchaus als Killer vorstellen.«
»Ein Werwolf, den niemand gesehen hat.«
»Das ist leider wahr. Obwohl…« Suko dehnte das letzte Wort, »es einen Werwolf hier gibt.« Suko ging zur Seite, bückte sich und hob mit spitzen Fingern ein auf dem Boden liegendes Kalenderblatt in die Höhe. »Was hältst du davon?«
Ich starrte das Bild an. Es sah so verdammt echt aus, eigentlich wie alles, was aus der Feder des Zeichners Javankala stammte. Aber das war ein Kalenderblatt und kein Killer.
»Was sagst du, John?«
»Zunächst mal nichts. Diese Theorie wird uns auch kein Mensch abnehmen.«
»Welche Theorie, lieber Kollege?« Ratcliff war zu uns gekommen. Ein noch jüngerer Kollege, strohblond und sehr modisch gekleidet. Seine

Brille besaß ein rotes Gestell.
»Keine besondere.«
Ratcliff vergrub seine Hände in den Taschen des gefütterten Übergangsmantels. »Ja, ich stehe vor einem Rätsel. Wenn Sie die Frau gesehen hätten, Sinclair…«
»Schon gut.«
Der Kollege ließ sich nicht beirren. »Das muß ein Wahnsinniger gewesen sein. Wenn ja, frage ich mich nur, wie er ungesehen in dieses Haus gelangen und die Tat vollbringen konnte.«
»Hat die Nachbarin was gehört?«
»Ja, die Schreie, mehr nicht. Sie hat aber nichts gesehen. Ich stehe vor einem Rätsel«, gab Ratcliff zu, bevor er mich hölzern anlächelte. »Aber das ist nicht tragisch, denn für rätselhafte Fälle sind Sie letztendlich zuständig. Deshalb habe ich auch in Ihrer Abteilung angerufen, weil mir der Fall von vornherein suspekt vorkam.« Da er einmal redete, blieb er auch dabei. »Was mich nur wundert, sind die abgerissenen Kalenderblätter. Ich sehe darin keinen Grund - Sie etwa?«
»Noch nicht«, gab Suko zu.
Ratcliff hörte genau auf Zwischentöne. »Moment, Sie sagten noch. Deshalb gehen Sie davon aus, daß der Kalender etwas mit dem Tod dieser Frau zu tun haben könnte?«
»Das wäre unter Umständen möglich.«
»Und wieso?«
»Weshalb hat Sie die Blätter abgerissen? Nur in einer Panik-Reaktion, oder hatte sie einen Grund?«
»Das weiß ich doch nicht.«
Suko wandte sich an mich. »Wir sollten die Probe aufs Exempel machen, John.«
»Das wäre nicht schlecht.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Ganz einfach, Herr Kollege«, sagte Suko. »Mein Freund wird versuchen, Ihnen einen magischen Beweis für seine Theorie zu bieten. Alles verstanden?«
»Fast die Hälfte.«
Ich hatte mittlerweile mein Kreuz hervorgeholt und schritt auf das Bild zu, das den Kopf eines Werwolfs zeigte. Suko hatte es auf die Couch gelegt.
Ich hielt die Silberkette fest und senkte mein Kreuz dem Bild entgegen. Sollte es magisch aufgeladen sein, dann mußte etwas geschehen. Wahrscheinlich würde es zerstört werden. Trat dies ein, hatten wir den endgültigen Beweis.
Suko und der Kollege Ratcliff schauten mir gespannt zu, wie ich das Kreuz immer weiter dem Ziel näherte.

»Der Kopf bewegt sich!« Es war Ratcliff, der die Worte gerufen hatte. »Sehen Sie!«

In der Tat geschah etwas. In die Augen war ein Leuchten getreten, das Maul klaffte auf, und zwischen die Lippen ließ ich das Kreuz fallen. Es sah so aus, als sollte es verschluckt werden. Einen Moment später jedoch brandete uns eine dunkle Wolke entgegen, die vor allen Dingen mich einhüllte.

Ich ging zur Seite, weil ich das pechschwarze Zeug nicht einatmen wollte, und ich hörte auch das Zischen, als wären Wassertropfen auf eine glühende Herdplatte gefallen.

Der schwarze Rauch stieg der Decke entgegen, wo er sich nicht nur verteilte, sondern auch verflüchtigte. Wir konnten uns das Bild anschauen oder das, was von ihm übriggeblieben war.

Reste…

Schwarze, verkohlte Reste, mehr nicht. Ein paar Aschefetzen, die ein Windzug hochtrieb und durch den Raum wehte.

Ratcliff putzte seine Brillengläser. »Das… das verstehe, wer will. Ich jedenfalls nicht.«

»Kann ich mir vorstellen«, gab ich ihm recht. »Es ist auch nicht einfach.«

»Und was steckt dahinter?« fragte er.

»Keine Ahnung. Jedenfalls haben Sie recht daran getan, uns Bescheid zu geben. Der Kalender oder die Blätter sind nicht normal. Ich will es Ihnen so erklären. Sie sind magisch aufgeladen, verstehen Sie?«

»Nein.«

»Ist auch nicht wichtig. Wenigstens nicht für Sie. Wir haben uns damit zu beschäftigen.«

»Da kann ich Ihnen nur gratulieren«, erwiderte er sarkastisch, bevor er den Raum verließ.

Suko deutete auf die restlichen Blätter. »John, willst du es bei Ihnen auch versuchen?«

»Klar.«

Um es vorwegzunehmen. Ich prüfte die abgerissenen Blätter der Reihe nach durch, doch sie waren normal. Nur ein Bild, mit der Werwolffratze, war magisch aufgeladen worden.

»Und was bedeutet das für uns?« fragte Suko.

Ich runzelte die Stirn. »Zumindest eine Heidenarbeit. Ich weiß nicht, in welcher Auflage der Kalender gedruckt worden ist, vielleicht 10 000 oder weniger, jedenfalls können wir davon ausgehen, daß jeder Kalender zumindest ein Bild besitzt, das schwarzmagisch beeinflußt wurde.«

Suko strich über seine linke Wange. »Verdammt noch mal, das schaffen wir nie.«

»Wir müßten es versuchen.«

»Wie willst du das feststellen?«

Da hatte er bei mir einen schwachen Punkt getroffen. Eine Lösung wußte ich auch nicht.

»Wir können doch keine Annoncen herausgeben und darauf hoffen, daß die Kalenderkunden sie lesen. Das ist einfach unrealistisch.«

»Weiß ich, Suko, deshalb nehmen wir auch den anderen Weg.«

Mein Freund hatte mitgedacht. »Wahrscheinlich über den Maler, wenn mich nicht alles täuscht?«

»Genau.«

»Weißt du, wo er zu finden ist?«

Ich schaute auf die Uhr. »Vielleicht noch in der Ausstellung. Wenn nicht, bekommen wir seine Adresse heraus, das schwöre ich dir.«

»Ha!« Suko lachte plötzlich auf. »Jetzt weiß ich, wer bestimmt noch einen dieser Kalender an der Wand hängen hat.«

»Und?«

»Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!«

Ich starrte Suko an, schlug mir dann gegen die Stirn und schüttelte selbst den Kopf. »Verflucht noch mal, daß ich nicht selbst daran gedacht habe.«

»Du bist eben ein Fachidiot.«

»Schäm dich.« Nach einem letzten Rundblick verließ ich das Zimmer.

Wir trafen noch den Inspektor. Ratcliff wollte wissen, ob uns etwas eingefallen war.

Ich nickte ihm zu. »Einiges, mein Lieber. Nur wissen wir leider nicht, ob es reicht.«

»Ich drücke Ihnen jedenfalls die Daumen.«

»Danke.«

***

Javankala der Maler stand noch immer, obwohl die beiden Männer, die ihn so intensiv gestört hatten, längst verschwunden waren. Er hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Im Innern tobte eine Hölle, aber er mußte sich zusammenreißen, da er in der Öffentlichkeit stand und sich nicht so geben konnte, wie er wollte.

Doch er ging davon aus, daß die beiden Besucher für ihn eine Quelle der Gefahr darstellten.

Wieder kam ein Reporter. »Wollen Sie zum Abschluß noch etwas sagen? Wir lassen die Kamera laufen.«

»Ja.« Der Maler stierte den Mann an. »Ich will noch etwas sagen. Gehen Sie zum Teufel!« rief er mit lauter Stimme.

Der Reporter erschrak und zuckte zurück, begleitet vom Lachen der Fans, die die letzte Bemerkung als einen makabren Witz aufgefaßt hatten. Auch der Frager lächelte. »Nun«, sagte er, »ich gehe überall gern hin, nur nicht zum Teufel.«

»Das bleibt Ihnen überlassen.« Javankala wandte sich schroff ab. Er wollte mit keinem mehr etwas zu tun haben. Weder mit den Reportern noch mit den Fans, die ihn auch weiterhin bestürmten und um Autogramme baten.

»Nein, heute nicht mehr, und das ist endgültig!« erklärte er. »Ich werde morgen wieder hier sein. Der Con dauert zwei Tage. Habt ihr verstanden?«

»Können Sie nicht noch einmal…?«

Javankala funkelte den Sprecher so kalt an, daß dieser sich hastig zurückzog. »Schon gut, schon gut…«

»Geht jetzt!« rief der Maler und bewegte kreisend sowie fuchtelnd seine Arme. »Geht alle weg und laßt mich endlich allein. Ich will keinen mehr von euch sehen.«

Die letzten Worte waren von den Besuchern verstanden worden. Ziemlich sauer zogen sie sich zurück.

Javankala wartete ab. Er stierte dumpf auf das durch den ausgelaufenen Filzstift beschmierte Kalenderblatt. Dies hätte ihm nicht passieren dürfen, nicht schon so schnell. Jetzt waren die anderen mißtrauisch geworden und konnten ahnen, daß mit seinem Autogrammstift etwas nicht stimmte.

Er ärgerte sich und verließ seinen Platz, um auf eine schmale Tür zuzugehen, hinter der sich eine Kammer befand, wo noch mehr Kalender und Poster von ihm lagerten.

In der Kammer brannte kein Licht, als der Maler sie betrat. Nur ein heller Streifen fiel durch die offene Tür. Er verschwand bald wieder, als Javankala die Tür schloß.

Im Dunkeln blieb er stehen.

»Mach noch kein Licht!« vernahm er die flüsternde Stimme aus der Finsternis.

»Du bist noch da?«

»Ja, wo sollte ich hin?«

»Sicher, Myrthe, wo solltest du hin?« Er vernahm ein Rascheln und wußte, daß die Person aufstand.

Myrthe war etwas Besonderes. Er mußte sie vor den meisten Menschen versteckt halten, aber wenn sie nicht gewesen wäre, hätte es ihn zwar gegeben, nur wäre er längst nicht so erfolgreich gewesen.

Myrthe war eine Malerin mit magischen Fähigkeiten. Woher sie stammte, wußte selbst er, ihr Begleiter, nicht. Sie war einfach nur da und gab ihm die Kraft.

»Was ist geschehen?« wisperte sie. »Ich hörte dich so laut rufen, beinahe schon schreien.«

Der Maler atmete schnaufend. »Hast du nichts bemerkt, Myrthe? Da lag plötzlich eine Gefahr in dem großen Raum. Ich habe sie genau gespürt. Sie kam näher, ein Scheinwerfer zerplatzte, weil ich meine

Gedanken aktivierte.«

»Wenn du die Gefahr bemerkt hast, ist sie nicht weiter schlimm«, erklärte Myrthe.

»Sie kam zu mir.«

»Wer war diese Gefahr?«

»Zwei Männer, eigentlich strömte nur einer von ihnen aus, was mich warnte.«

»Du kennst unsere Aufgabe. Warum hast du ihn nicht getötet?«

»Ich konnte es nicht.«

Aus dem Dunkeln drang ihm ein spöttisch und gleichzeitig unheimlich klingendes Lachen entgegen.

»Sage nicht so etwas, mein Freund, sage nicht so etwas. Habe ich dir nicht die Kraft gegeben, deine Feinde zu vernichten?«

»Ja, ich weiß, und ich bin dir auch dankbar dafür. Aber diesmal waren zu viele Zeugen dabei. Man hätte mich sofort als Mörder eingesperrt. Ich kenne dieses Land.«

»Dann werde ich mich seiner annehmen.«

»Das kannst du versuchen.«

»Beschreibe ihn mir. Sage mir, wie er aussieht.«

Der Maler sprach in die Dunkelheit hinein. Er redete sehr leise, kein Wort sollte draußen gehört werden, und die noch immer nicht sichtbare Myrthe hörte aufmerksam zu. Manchmal stieß sie zischende Laute aus, dann war auch ein leises Schwirren zu hören, als würden sich Insekten in der Luft bewegen.

»Noch etwas?«

»Nein, ich habe ihn dir beschrieben.«

»Und du kennst ihn nicht, diesen Sinclair?«

»Nein… nicht so!« Die Antwort klang zögernd.

»Aber wir kennen ihn. Wir kennen ihn genau. Er ist sehr gefährlich. Er kann unsere Pläne durchkreuzen. Wir werden ihn ausschalten müssen. Oder sogar fliehen.«

Der Zeichner war dagegen. Er trat hart mit dem Fuß auf. »Das sehe ich nicht ein. Ich werde nicht vor einem Menschen, wie er es ist, davonlaufen. Ich bleibe, ich stelle mich. Übermorgen ist Valentinstag, der Tag der Verliebten, da wird es passieren. Da muß es einfach geschehen, verstehst du?«

»Ja, das weiß ich.«

»Also, in den nächsten beiden Tagen muß Sinclair sterben. Am Valentinstag werden sie alle kommen, bisher sind sie nur vereinzelt erschienen, das weißt du…«

»Ich habe es gespürt. Eine Frau ist gestorben. Das… Monster verließ den Kalender.«

»Ja, es verließ ihn. Meine Kraft reichte nicht aus, um sie alle zu kontrollieren. Ich spüre, daß sie sich wehren wollen. Sie alle sind

meine Kinder, meine Geschöpfe, ich bin ihre Mutter, aber ich kann sie nicht halten. Sie drängen sich vor, sie wollen nicht mehr in ihrer Welt gefangen sein, und sie hinterlassen Spuren. Man wird uns wahrscheinlich jagen, mein Lieber…«

»Aber man kann uns nichts beweisen.«

Aus dem Finstern drang ein geheimnisvolles Lachen. »Das stimmt. Es stimmt sogar genau, aber…«

Die Worte brachen mitten im Satz ab. Statt dessen vernahm Javankala ein tiefes Stöhnen und ein gleichzeitiges helles Summen, als hätten sich die Insekten stolz vermehrt und würden mit heftigen Flügelbewegungen verschwinden.

Javankala war geschockt. Er ging zurück, bis er die Tür im Rücken spürte. Es gefiel ihm nicht, was da vor ihm geschah. Ein Luftzug streifte sein Gesicht, das Surren nahm an Lautstärke zu, dann brach es von einem Moment zum anderen ab.

Der Maler bewegte sich nicht. Er traute sich auch nicht, an seine Verbündete eine Frage zu stellen.

Wenn sie etwas sagen wollte, würde sie sich schon melden.

So war es auch.

Aber sie sprach anders, gequälter und mühevoller, als müßte sie erst über jedes Wort nachdenken.

»Es ist passiert«, sagte sie. »Es ist das eingetreten, was ich befürchtete.«

»Was denn?«

Es kam noch keine Antwort. Der Maler empfand die Stille als ungemein drückend. Er wollte nachhaken, als das unsichtbare Wesen schließlich anfing zu sprechen.

»Ein Kalenderblatt ist zerstört worden. Man hat es vernichtet. Man hat es aufgelöst. Unser Feind ist mächtig, mächtiger als ich dachte. Wir werden uns…«

»War es Sinclair?«

»Wer sonst?« fragte die Unsichtbare zurück. »Aber jetzt wirst du das Licht einschalten. Ich will frei sein. Ich werde mich selbst auf die Suche nach ihm begeben. Ich muß ihn haben, denn er hat mir eines meiner geistigen Kinder genommen.«

Die Hand des Bärtigen lag bereits am Schalter. Er brauchte ihn nur nach unten zu kicken.

Unter der Decke flammte die Lampe auf, erleuchtete den kleinen, kammerartigen Raum, und der Maler sah endlich, wer vor ihm stand.

Das Wesen war kein Mensch, es war eine Harpyie!

***

Ich hatte zuvor bei Lady Sarah nicht einmal angerufen, war einfach zu ihr gefahren, hatte geklingelt und sah nun ihr überraschtes Gesicht,

als sie mir die Tür öffnete.
»Du, John?«
»Ja, ich.«
»Wenn das keine Überraschung ist!« Sie trat einen Schritt zur Seite, um die Türöffnung freizugeben. »Komm doch rein, bitte.«
Ich wußte ja, was sich gehörte, trat meine Sohlen ab und ging in den Hausflur.
Lady Sarah schloß die Tür. »John, laß mich raten«, sagte sie. »Du willst nicht mich besuchen, sondern Jane.«
»Irrtum.«
»Lüg nicht.«
Ich drückte die alte Dame an mich, was sie ganz verlegen machte. »Aber nicht doch, mein Junge, da gibt es doch jüngere Frauen, die so etwas viel lieber haben.«
»Möglich, aber die sind nicht so nett wie du!«
»Schmeichler.« Sie drückte mich ebenfalls. »Komm in die gute Stube. Ich bin gerade dabei, meine neuen Filme zu sortieren. Einige habe ich mir wieder besorgen können.«
»Welche denn?«
Lady Sarah war schon vorgegangen. Sie sammelte alles, was mit Horror zu tun hatte. Ob das nun Bücher, Gegenstande oder Kassetten waren, Lady Sarah hatte das ideale Archiv. Deshalb hatte sie sich auch den Speicher ihres Hauses ausbauen lassen, um die Dinge dort unterbringen zu können.
Seit kurzem wohnte die ehemalige Hexe Jane Collins bei ihr. Jane war wieder von ihrem Bann befreit worden und hatte bei Lady Sarah eine Heimat gefunden. Trotz des Altersunterschieds verstanden sich die beiden Frauen prächtig, und Jane half der Horror-Oma nicht nur im Haushalt. Sie hatte ein neues System in das Archiv hineingebracht und Sarah Goldwyn dazu überredet, sich einen Computer anzuschaffen, wo sie all ihre Sammelstücke archivieren konnte.
Ich wußte auch davon. Deshalb überraschte es mich nicht, als Sarah Goldwyn sagte: »Wir sind fast fertig mit unserem Archiv. Jane ist unterwegs, um neue Disketten zu holen.«
»Ja, ihr werdet immer moderner.«
»Man muß mit der Zeit gehen, mein Junge. Sogar ich bin dafür.« Sie schaute mich mit funkelnden Augen an. »Und ehrlich gesagt, John, es macht mir Spaß.«
»Das ist am wichtigsten.«
Ich war neben dem runden Tisch stehengeblieben und schaute auf die vier Kassettenhüllen.
Zwei Titel kannte ich. Einmal »House« und dann »Fright Night«. »Hast du die Streifen nicht schon im Kino gesehen?«
»Sicher, aber ich will sie im Hause haben. Wenn du Zeit hast, können

wir uns einen Film anschauen. Ich meine…«

»Nein, ich will nicht lange bleiben.«

»Aha, du bist dienstlich hier.«

»Halb und halb.«

Lady Sarah stach mit dem Zeigefinger gegen meine Brust. »Kommst du mal wieder nicht weiter, trotz Scotland Yards weltberühmtem Archiv?«

»So ist es.«

»Und worum geht es diesmal?«

»Um einen Kalender.«

Lady Sarah hätte sich fast verschluckt. »Habe ich richtig gehört? Es geht dir um einen Kalender?«

»Ja, um einen bestimmten.«

»Ich dachte schon, du hattest keinen Taschenkalender für dieses Jahr. Es ist erst zwei Monate alt, da hätte ich dir unter Umständen noch aushelfen können.«

»Nein, danke, für mich ist der Monatskalender wichtig. Und zwar ein bestimmter. Ich würde ihn als Grusel- oder Horrorkalender ansehen. Du hast doch bestimmt so etwas.«

»Ja, schon.«

»Und mir geht es da um einen besonderen. Er enthalt nur Bilder des Malers Javankala.«

Sarah Goldwyn legte die Stirn in Falten. »Javankala?« wiederholte sie murmelnd. »Ja, den kenne ich.« Sie nickte. »Sicher, ich habe sogar einen Kalender von ihm.«

»Wo?«

»Oben, in meinem Archiv.« Sie lächelte. »Wo sonst? Er muß ja den Platz einnehmen, der ihm zusteht. Dort hängt er gerade richtig, meine ich.«

»Dann laß uns mal schauen.« Ich wollte zur Tür gehen, doch Lady Sarah streckte den Arm aus und hielt mich auf. »Moment noch, John. Erst mußt du mir sagen, welch eine Bedeutung es mit diesem Kalender auf sich hat. Du weißt, ich bin neugierig.«

Ich rieb mein Kinn. »Das ist nicht einfach. Es könnte durchaus sein, daß du dir durch den Erwerb des Kalenders eine Laus in den Pelz gesetzt hast.«

Ich hatte die Spannung aus ihrer Stimme deutlich hervorgehört und beruhigte sie zunächst. »Nun mal keine Panik, Lady Sarah, wir wollen uns den Kalender zunächst in Ruhe anschauen.« Wenn Sarah Goldwyn irgendeinen Fall roch, dann war sie nicht zu halten. Da mischte sie starker mit, als es gut für sie war.

Sie drohte mir mit dem Zeigefinger. »Ich kenne dich, Junge, du hast irgend etwas in der Hinterhand.«

»Mal sehen.«

Wir gingen die relativ steile Treppe hoch. Lady Sarah hielt sich am Geländer fest. Wenn sie nach draußen ging, nahm sie stets ihren Stock mit, den sie hin und wieder auch als Waffe zweckentfremdet hatte. »Wolltest du dir nicht mal einen Fahrstuhl einbauen lassen?« fragte ich sie.

»Ja - eigentlich. Du weißt ja, wie das ist. Man schiebt vieles auf die lange Bank. Jetzt haben wir erst mal unseren Computer. Jane wird mich einweisen müssen. Unter dem Dach ist auch eine neue Beleuchtung angelegt worden, die du noch nicht kennst.«

»Ja, das stimmt.«

»Da siehst du, wie lange du nicht mehr bei uns warst. Scham dich, eine alte Frau so lange allein zu lassen.«

»Das sagt meine Mutter auch immer.«

»Du solltest sie mir mal vorstellen. Sie ist bestimmt eine nette und liebe Person.«

»In der Tat.«

»Dann wundert es mich allerdings, daß sie einen solchen Burschen wie dich großgezogen hat.«

Ich mußte lachen. Aber das war typisch für Lady Sarah. Sie hatte immer das letzte Wort und gehörte tatsächlich noch längst nicht zum alten Eisen, auch wenn sie drei Männer überlebt hatte.

Wir hatten endlich auch die letzte Treppenhälfte hinter uns gelassen und gingen durch die verbreiterte und offenstehende Tür in Lady Sarahs Gruselkabinett.

Ja, da war wirklich alles vorhanden, was das Herz eines Horrorfans höher schlagen ließ. Durch die großen Dachfenster fiel genug Licht auf die mit Büchern vollgestopften Regale. Ich sah auch die Rücken zahlreicher Kassetten, die Lady Sarah sehr sorgfältig beschriftet hatte. Als neue Lichtquellen dienten drehbare Scheinwerfer, die an einer unter der Decke entlangführenden Leiste befestigt waren. Als Lady Sarah den Schalter umlegte, sandten sie ihre Strahlen zielgenau in die entsprechenden Richtungen und strahlten bestimmte Dinge an.

Auch den Computer. Er besaß einen Monitor und auch einen Drucker. Die Horror-Oma hatte tief in die Tasche gegriffen. Sie deutete auf ihre neueste Errungenschaft. »Willst du ihn mal ausprobieren?«

»Nein, nicht.«

»Vielleicht kann er dir bei deinem Problem helfen.«

»Zeig mir lieber den Kalender. Ich bin kein so großer Computer-Freak.«

»Dann bist du rückständig.«

»Mag sein.«

Lady Sarah führte mich in eine bestimmte Ecke des Zimmers, wo tatsächlich der Kalender mit Werken des Malers Javankala an der Wand hing. Ich schaute auf das Blatt des Monats Februar.

Das Bild zeigte den Schädel eines Werwolfs. Eigentlich war es kein klassischer Werwolf, mehr ein Monstrum zwischen Bär und Wolf, aber sehr haarig und mit roten, gefährlich blickenden Augen.

»Die Pupillen leuchten im Dunkeln«, erklärte Sarah Goldwyn.

Ich fragte sie direkt. »Und ihr beide habt nicht gespürt, daß etwas nicht in Ordnung sein könnte?« fragte ich.

»Nein, was sollte mit dem Kalender nicht stimmen?«

»Woher hast du ihn?«

»In einem Magazin fand ich eine entsprechende Anzeige. Ein Muß für jeden Horrorfan, so ähnlich lautete der Text. Da habe ich natürlich sofort zugegriffen. Gibt es einen größeren Gruselfan als mich?«

Ich lächelte. »Nein, wenigstens kenne ich keinen.«

»Siehst du.« Sarah Goldwyn schaute interessiert zu, wie ich mein Kreuz hervorholte und dabei das Kalenderbild fixierte. »He, John, was hast du vor?«

»Ich möchte etwas prüfen.«

»Das sehe ich schon. Aber was?«

»Ob mit dem Kalender auch alles in Ordnung ist. Es könnte sein, daß sich eine Gefahr dahinter verbirgt.«

»Na, dann mach mal.«

Er war nicht okay, das sahen wir beide sehr schnell, denn die Augen innerhalb des Monstergesichts begannen zu funkeln und sich gleichzeitig zu bewegen.

»Nein«, hörte ich Sarah Goldwyn flüstern. Einen Herzschlag später hielt sie die Luft an, als ich mein Kreuz genau in das widerliche Gesicht des Monstrums drückte.

Einen Schrei vernahmen wir nicht, aber es passierte das gleiche wie in der Wohnung. Eine pechschwarze Dampfwolke quoll mir entgegen, so daß ich mich gezwungen sah, zur Seite zu springen.

Ascheteilchen wirbelten in Richtung Tür.

Ich hatte Lady Sarah festgehalten, die den Kopf schüttelte und gleichzeitig die Schultern hob. »John, das ist… verflixt, das kann ich nicht fassen.«

»Ich auch nicht.« Bevor sie noch eine weitere Frage stellen konnte, ging ich auf den Kalender zu und schaute mir das Märzbild an. Es zeigte eine Medusa, auf deren Kopf sich Schlangen wellten.

Das Gesicht darunter wirkte böse und verschlagen.

Als ich das Kreuz auf das Blatt drückte, geschah nichts. Das Blatt blieb völlig normal.

Ich drehte mich zu Lady Sarah um. »Ich glaube, dem hätten wir die Magie genommen.«

»Ja, ja«, sprach sie leise. »Es war wirklich nur ein Bild, John?«

»Ich werde alle anderen noch durchprobieren.«

Nichts tat sich. Ich bekam zwar die schlimmsten Horrorgemälde

präsentiert, aber keines davon reagierte auf mein Kreuz. »Und ich dachte schon«, flüsterte Lady Sarah, »wir würden jetzt etwas Ähnliches erleben wie bei dem Schreckensgemälde, das plötzlich lebendig geworden ist.«

»Nein, es geht nur um dieses Februarbild.«

»Und wieso?«

»Tja«, murmelte ich. »Wenn ich das wüßte, ginge es mir wesentlich besser.«

Wir haben Februar, stellte Lady Sarah fest.

»Sicher.«

»Tu mir einen Gefallen, Junge. Erzähl mal von Beginn an. Wie bist du auf diesen Maler gekommen?«

Ich tat ihr den Gefallen, und Lady Sarah horchte auf, als ich das Fantreffen erwähnte.

»Zu diesem Con wollte ich hin.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Ich war, wie gesagt, schon heute da und habe auch den Maler Javankala kennengelernt. Er war gewissermaßen der Ehrengast auf diesem Con.«

»Den sehe ich mir auf jeden Fall an«, erklärte Lady Sarah. Ich hörte kaum hin und dachte nur über den Kalender nach. Das war schon der zweite, der magisch aufgeladen war. Wenn ich hochrechnete, kam ich zu einem schlimmen Ergebnis. Ich mußte davon ausgehen, daß die gesamte Auflage magisch verseucht war.

Diese Tatsache trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Zudem konzentrierte sich die gesamte Magie allein auf den Monat Februar, und das hatte etwas zu bedeuten.

Mich drängte die Zeit. Ich mußte den Grund herausfinden, bevor es zu spät war und andere Kalenderbesitzer mit ins Verderben gerissen wurden.

Auch Lady Sarah dachte mit. »Ich weiß nicht, wie hoch die Auflage ist«, sagte sie mit belegt klingender Stimme. »Aber wenn jeder Kalenderkäufer den gleichen Horror erlebt…« Sie preßte eine Hand vor die Lippen und stoppte ihre Rede. »Mein Gott, das wäre ja furchtbar.«

»Sicher, das ist mir auch klar.«

»Und wie sieht dein Plan aus?« erkundigte sie sich.

»Er steht noch nicht fest. Ich werde dem Con wohl wieder einen Besuch abstatten.«

Sarah Goldwyn schaute auf die Uhr. »Das wird dir kaum gelingen. Da ist schon geschlossen. Ich habe die Zeiten im Kopf.«

»Dann gehe ich morgen.«

»Willst du nicht versuchen, diesen Zeichner zu finden?«

»Das auch, aber es wird schwierig sein. Der hat sich bestimmt nicht offiziell in einem Hotel angemeldet.«

»Das glaube ich auch nicht.«

Ich schaute mir den Kalender noch einmal an. Das Märzbild lag oben. Lady Sarah ging hin und schleuderte den Kalender in den Kamin, der sich hier oben ebenfalls noch befand. »Wenn ich ihn wieder anzünde, wird er verbrennen. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Von Gruselkalendern habe ich die Nase voll.«

Unten hörten wir Schritte.

»Das wird Jane sein«, sagte Lady Sarah, ging ins Treppenhaus und hörte die Stimme der ehemaligen Hexe.

»Bist du hier irgendwo im Haus, Sarah?«

»Ja, hier oben.« Sie lachte. »Und ich bin nicht allein. Ich habe Besuch bekommen.«

»Wer ist es denn?«

»Ich bin es.«

»John? Ha, ist das denn die Möglichkeit! Soll ich hochkommen, oder wollt ihr…«

»Wir kommen zu dir.«

Jane umarmte mich, als ich die Treppe herunterkam. Sie trug einen dicken Wintermantel aus Stoff und hatte den Kragen noch hochgestellt. Die Kurzhaarfrisur, sehr chic gekämmt, gefiel mir noch immer. »Du hast dich wirklich lange nicht mehr blicken lassen, du untreuer Patron.«

»Ja, gib's ihm!«

Ich stellte mich gegen die beiden Frauen. »Was soll ich machen, der Job frißt mich auf. Außerdem waren wir viel auf Reisen.«

»Aber jetzt bist du privat gekommen - oder?«

»Das denkst du, Jane«, sagte Sarah Goldwyn. »John hat wieder ein heißes Ding auf der Pfanne.«

Das war wieder einer ihrer typischen Treffer.

»Und welches?«

Ich schüttelte den Kopf und deutete auf Lady Sarah. »Sie wird es dir sagen, Jane. Ich muß mich leider verabschieden. Macht's gut, ihr beiden Hübschen! Wir sehen uns ja morgen.«

Wir verabschiedeten uns mit Küssen auf die Wange. Vor dem Haus winkte ich noch einmal.

Suko hatte im Büro gewartet und war gespannt auf meinen Bericht. Ich erklärte ihm alles, er wiegte den Kopf und sagte: »Das gleiche hätte ich an deiner Stelle auch getan, John. Abwarten und morgen noch einmal hingehen. Aber mit mir.«

Ich hielt den Hörer des Telefons bereits in der Hand und ließ mich mit der Computerabteilung verbinden. Die Chance, etwas herauszubekommen, war zwar nur gering, aber ich wollte nichts

unversucht lassen. Wenn jemand in einem Hotel absteigt, muß er sich anmelden. Eine Chance für mich.

Ich wußte nur den Namen Javankala, mehr nicht. Die Kollegen beschwerten sich, weil es ihnen doch ein wenig dürftig vorkam, sie versprachen aber, alles zu geben.

»Ja, wie immer«, sagte ich.

Oft hatte mir die moderne Elektronik helfen können, diesmal erlebte ich eine Fehlanzeige.

»Nichts zu machen, Mr. Sinclair. Es ist kein Gast dieses Namens gemeldet worden.«

»Dann bedanke ich mich vorerst.«

»Keine Ursache.«

Suko grinste mich an. »Und jetzt?« fragte er.

»Fahre ich nach Hause, genehmige mir einen kleinen Abendtrunk und haue mich anschließend aufs Ohr. Ich habe mir nämlich sagen lassen, daß Horrorcons sehr anstrengend sein sollen.«

»Das kann stimmen.«

Ich nahm Suko mit. Auf der Fahrt kauten wir den Fall noch einmal durch. Uns war klar, daß wir so schnell wie möglich handeln mußten. Wir standen unter einem ungemein starken Druck. Jeder Tag, der verging, konnte für die Besitzer der Kalender der letzte sein…

***

Obwohl er Myrthe schon lange kannte, überraschte ihn ihr Anblick immer wieder aufs Neue. Sie war ein Wesen zwischen Mensch und Vogel, eine echte Harpyie. Eine weibliche Gestalt mit den Flügeln eines Vogels und dem Gesicht einer Frau. Bei den alten Griechen war die Harpyie ein Windgeist, der gegen die Schiffe blies und hin und wieder die Seelen von Menschen fraß. Um ihn zu beruhigen, wurden ihm Lämmer und Schafe geopfert.

Etwas Ähnlichkeit besaß die Harpyie tatsächlich mit einem Windgeist. Der jungenhaft wirkende Körper schimmerte leicht durchsichtig, als bestünde er aus zahlreichen Fäden und kleinen Glasplatten. Das Wesen besaß im Gegensatz zum jugendlich wirkenden Körper ein widerliches, altes, häßliches Gesicht mit schwarzgrauen, böse blickenden Augen. Sie hatte etwas Hexenhaftes an sich. Federartige Haare umwuchsen den Kopf. Die Federn zeigten eine graue Farbe, als hätte ein Maler soeben mal seinen Pinsel darüber hinweggeführt.

Auf dem Rücken des Wesens wuchsen Flügel. Nicht wie bei einem Vogel aus Federn und dünnen Knochen bestehend, sondern eher ein Gespenst, zusammengesetzt aus dünnen Häutchenstücken, so daß man den Vergleich mit einem Insekt ziehen konnte. Die Flügel waren sehr groß. Wenn die Harpyie sie bewegte, erklang dieses Rauschen in das

auch tiefe Brummtöne hineinglitten.

Javankala versuchte zu lächeln, bevor er noch einmal zu einer Erklärung ansetzte. »Es ging leider nicht anders. Die Gefahr war plötzlich vorhanden, und wir sollten gehen.«

Die Harpyie schaute ihn mit ihren dunklen Augen an. »Dagegen habe ich nichts. Sind die Menschen denn weg?«

»Ich glaube schon.«

»Sieh nach!«

Javankala gehorchte ohne Widerspruch. Er hatte der Harpyie viel zu verdanken. Sie war es gewesen, die aus ihm, einem mittellosen Maler, einen Menschen gemacht hatte, der die Geheimnisse fremder Welten kannte, sie optisch darstellte und sogar durch Myrthes Hilfe zum Leben erweckte.

Es lag schon einige Zeit zurück, als er sie entdeckt hatte. Er war auf eine griechische Insel gefahren, um sich dort als Porträtmaler zu verdingen. Touristen gab es genug, die sich hatten porträtieren lassen wollen. Der Sommer war lang und heiß gewesen. Javankala hatte genug Geld verdient, um auch den Winter auf der Insel verbringen zu können. An den kühleren Tagen hatte er seinen Platz am Strand verlassen und Wanderungen in das Innere unternommen.

Von den Höhlen im Fels war ihm schon berichtet worden. Nun entdeckte er sie selbst, lief durch tiefe Gänge und Tunnels, kam sich vor wie ein Maulwurf, entdeckte Nischen und auch halb verschüttete Stollen. In sie kroch er ebenfalls hinein, und es war an einem Sonntag gewesen, daran konnte er sich noch genau erinnern, als er die Harpyie entdeckte. Sie lag in einer Spalte, konnte sich nicht aus eigener Kraft befreien, denn jemand hatte mit einer goldenen Kette ihre beiden Flügel zusammengebunden. Zuerst hatte sich der Maler erschreckt, war geflohen, denn ein solches Wesen konnte es nicht geben.

Über seine Entdeckung hatte er mit niemanden gesprochen, aber die Neugierde trieb ihn voran. Er ging wieder hin, sprach mit der Harpyie und erfuhr, daß sie bereits seit sehr langer Zeit eine Gefangene war. Man mußte die Jahre in Tausenden zählen.

Beim dritten und vierten Besuch überzeugte die Harpyie den Maler, daß es besser für ihn und seine weitere Zukunft sein würde, wenn er sie befreite.

Sie nannte ihm auch die Gründe. Javankala dachte nicht mehr länger nach. Wenn alles eintraf, was sie ihm versprach, war er ein gemachter Mann.

So befreite er das ungewöhnliche Wesen und lebte fortan mit ihm zusammen.

Nur einmal zeigte er sich erschreckt, als er erfuhr, woher die Harpyie stammte.

Aus einem längst versunkenen Land, einem Kontinent, der den

Namen Atlantis trug.

Darüber hatte er gehört, sich aber nie Gedanken gemacht. Das änderte sich in seinem Zusammensein mit der Harpyie. Sie berichtete oft und lange über ihre Heimat, und sie erzählte auch von sich, daß sie etwas Besonderes gewesen war.

Als Künstlerin war sie angesehen, denn von ihr stammten zahlreiche Zeichnungen, die so exakt ausgeführt waren, daß sie aussahen, als würden sie leben.

Für Javankala war es einfach das Schicksal, das die beiden zusammengeführt hatte. So konnte der eine von dem anderen profitieren, und der Maler mußte zugeben, daß er am meisten von seiner neuen Begleiterin lernte.

Allerdings gab es bei ihr auch so etwas wie Angst. Sie lauerte tief in ihrem Innern, denn sie erzählte immer wieder, daß sie nicht die einzige gewesen ist, die den Untergang des Kontinents Atlantis überlebt hatte.

Es gab noch zahlreiche Personen, denen dies widerfahren war. Darunter befanden sich auch Feinde.

Sie hatte von einem Eisernen Engel gesprochen, den sie haßte, wobei sie gleichzeitig hoffte, ihm nicht mehr zu begegnen.

Bisher war sie ihm auch nicht mehr begegnet. Die Harpyie war stets mächtiger geworden. Ihre Kräfte konnte man fast als grenzenlos bezeichnen, was die Malerei anging.

Sie brachte Leben in die Bilder, und es gelang ihr auch, das Böse, das von ihr ausging, allmählich und tropfenweise wie Gift in das Bewußtsein des Malers zu träufeln.

Er vergaß sein eigentliches Ich und glaubte nur noch an die Dinge, die Myrthe ihm vorgab.

An das Böse im Menschen, an die geheimnisvollen Dämonen und alten Götter, die nicht ihre Leben und ihre Existenz verloren hatten, auch wenn viele es wollten.

Und die Götter hatten der Harpyie die nötige Kraft gegeben, um überleben zu können. Sie gab die Kraft weiter, transformierte sie um auf die moderne Zeit, so daß beide zusammen einen grauenhaften Plan entfalten konnten.

Am übernächsten Tag wollten sie zuschlagen.

Valentinstag…

Mit diesen Gedanken beschäftigte sich der Maler, als er die Kammer verlassen hatte und durch den großen ehemaligen Kinosaal schritt, der vom Publikum verlassen worden war. Die Stände waren nicht mehr besetzt, nur noch die Poster, Magazine, Zeichnungen und Comics lagen auf den Tischen.

Viele von ihnen zeigten Javankalas Zeichnungen. Einige nahm er in die Hand und legte sie wieder fort. Er lächelte kalt. Sie hielten ihn für

einen Trendsetter, fast für einen kleinen Gott. Dabei ahnten sie nicht, welches Geheimnis ihn tatsächlich umgab. Keiner seiner Fans wußte etwas über Myrthe, die geheimnisvolle Harpyie.

Er wollte sich schon wieder abwenden, als er Schritte hörte. Sie näherten sich dem Saal, was dem Bärtigen überhaupt nicht paßte. Er lief auf die Tür zu, sah im erleuchteten Gang eine Frau, die sonst an der Kasse saß und kassierte.

Javankala war beruhigt. Auch die Frau hatte ihn entdeckt und winkte ihm zu, bevor sie die Tür aufstieß und den großen Raum betrat.

»Was wünschen Sie, Ruth?«

»Ich wollte nur nachsehen, ob alles in Ordnung ist.«

»Sicher.«

»Ich gehe jetzt nach Hause.«

»Machen Sie das. Wir sehen uns morgen wieder.«

»Natürlich, Mr. Javankala.« Sie hatte noch eine Frage. »Schließen Sie hier ab?«

»Selbstverständlich, ich habe ja einen Schlüssel.« Er hatte sie bei der Antwort starr angeschaut, und über den Rücken der Frau rann dabei ein Schauder. Sie mochte Javankala nicht. Er war ein Mensch, der ihr einfach Angst einflößte. Sein Aussehen bezeichnete sie stets als unheimlich.

Der Maler wartete, bis die Frau verschwunden war, ließ nur die Notbeleuchtung brennen und öffnete die Tür zur Lagerkammer.

Myrthe kam noch nicht. Sie erkundigte sich, ob die Luft rein wäre.

»Ja, ich habe auch die letzte Person weggeschickt.«

Erst nach dieser beruhigenden Antwort verließ das Wesen sein Versteck. Der Maler trat zur Seite, als er das heftige Summen hörte, das die sich bewegenden Flügel hinterließen, dann flog die Harpyie in den Raum und ließ sich auf einem Tisch nieder.

Dort hockte sie wie ein böses Untier, drehte den Kopf mit dem alten Gesicht und schaute auch gegen das Licht der Notbeleuchtung.

Der Maler hatte sich früher vor dem Gesicht erschreckt. Es war einfach Böse. Da reichten sich das Innere und auch das Äußere die Hände. Die dunkle, aschige Haut, die Gräben und Furchen darin, so daß der Kopf wie zusammengeschoben aussah.

Im Gegensatz dazu stand, der Körper. Schlank, geschmeidig, sogar an manchen Stellen fraulich, wenn auch wie aus feinem Glas zusammengesteckt erscheinend.

»Laß uns gehen.«

Die Harpyie sprang vom Tisch. Sie glitt dabei vorauseilend rasch über den Boden, ohne ihn zu berühren, weil sie sich dabei etwa in Schienbeinhöhe hielt.

Den Weg kannte sie genau, und sie brauchte auch keine Furcht davor zu haben, entdeckt zu werden, denn beide hatten sich ein Wohnmobil

besorgt, in dem sie lebten. Es besaß noch den Vorteil, beweglich zu sein, und es parkte hinter dem Gebäude.

Dennoch schaute der Maler nach, ob die Luft rein war. Die Kassiererin war ebenfalls verschwunden, und die Frontseite der Halle lag im Dunkeln.

Sie hielten sich dennoch im Schatten der Mauer, als sie das Gebäude umrundeten und zur Hinterseite gingen, wo der große Wohnwagen parkte. Javankala schloß die Seitentür auf und ließ seine Begleiterin einsteigen. Sie flog hinein. Ihre Flügel bewegten sich dabei so schnell, daß sie in der Luft stehen zu schienen. Nur ein leichtes Zittern war zu merken.

Javankala hatte es eilig. Er nahm hinter dem Lenkrad Platz, schaute nach hinten in den Wohnbereich, sah die Harpyie jedoch nicht. Er hörte sie nur.

Manchmal, wenn sie ungestört war und sich auch in gewisser Art und Weise sehr wohl fühlte, pfiff sie leise vor sich hin. Jedenfalls empfand der Bärtige diese windartigen Geräusche als Pfeifen.

»Weißt du, wo dieser Sinclair wohnt?« erkundigte sich das Wesen.

»Nein.«

»Schau nach. Und fahr dann hin, aber nicht direkt. Suche dir einen Platz in der Nähe, wo du auf mich wartest. Wenn ich zurückkehre, werde ich dir von seinem Tod berichten.«

»Das würde mich freuen…«

***

Ich hatte ein verdammt mulmiges Gefühl, als ich endlich zu Hause eintraf und mich im Fahrstuhl von der Tiefgarage aus in die Höhe schießen ließ. Suko stand neben mir und schaute mich an. Seine Lippen hatten sich etwas verzogen.

»Ist was?«

»Sei nicht sauer, John.«

»Du hast gut reden. Mir gehen die verdammten Kalender nicht aus dem Sinn.«

»Wir werden uns den Maler morgen vornehmen.«

»Ich hoffe nur, daß es dann noch nicht zu spät sein wird.«

Er schlug mir auf die Schulter, als der Lift hielt. »Keine Sorge, Alter, das packen wir.«

»Ja, ich hoffe es.«

»Kommst du noch mit zu mir?«

»Nein, Suko. Ich mache mir ein kleines Essen, nehme einen Schluck und lege mich lang. Außerdem will ich noch Bill Conolly anrufen. Das hatte ich ihm versprochen.«

»Gebongt…«

Unsere Apartments lagen nebeneinander. Suko schloß seine Tür auf

und meinte: »Eigentlich wäre es an der Zeit, mal wieder was von Shao zu hören.« Seine Stimme klang plötzlich kratzig. Er hatte das Verschwinden seiner Partnerin noch längst nicht verdaut. »Weißt du, John, es ist so verdammt leer, wenn man seine Wohnung betritt. Da wartet niemand mehr.«

»Das kenne ich.«

»Nur gibt es zwischen uns einen Unterschied. Du hast die andere Seite noch nicht kennengelernt.«

»Stimmt auch wieder.«

»Bis Morgen, dann«, sagte Suko und rang sich ein Lächeln ab.

Er war mir zwar nicht fremd geworden, aber doch anders. Ruhiger als sonst. An den Abenden wollte er oft allein sein und nachdenken oder meditieren. Wir beide wußten, daß Shao nicht gestorben war, sie hatte nur eine andere Aufgabe übernommen, die ihr vom Schicksal gestellt worden war, denn sie war nun mal die letzte Person in der langen Ahnenreihe, die von der Sonnengöttin Amaterasu ausging. Shao lebte jetzt in einer anderen Welt, einer fernen Dimension der Götter und mythischen Gestalten, aber sie konnte durchaus in unsere reale Welt hineinstoßen, wenn es die Ereignisse erforderten.

Das war bisher noch einmal der Fall gewesen.

Ich schaltete überall das Licht ein, hängte die Jacke an die Garderobe und lüftete einmal kurz durch, denn in den Zimmern roch es muffig. Ein kalter Wind fuhr durch das Fenster. Er brachte Schneegeruch mit. In der Tat sah ich winzige Flocken, die wie Mehlstaub vom Himmel her gegen die Scheibe fielen und dort liegenblieben.

Wenn sich das einschneite, sah London am nächsten Tag sauber aus. Da konnte der Schnee kniehoch liegen.

Mich sollte es nicht weiter stören. Wo ich hinwollte, konnte ich auch mit der U-Bahn fahren.

Ich holte mir das Telefon und setzte mich in den Sessel. Der Apparat stand auf meinen Oberschenkeln, als ich die Nummer meines Freundes Bill eintippte.

Er war auch schnell am Hörer, als hätte er neben ihm gesessen und auf den Anruf gewartet.

»Ich bin es nur.«

»Endlich, John. Hast du etwas erreichen können?«

»Ja und nein. Nur soviel sei gesagt: Lady Sarah besitzt den Kalender ebenfalls.«

»Das hatte ich mir fast gedacht. Gibt es sonst noch etwas zu berichten?«

»Ja, etwas Trauriges. Es hat bereits die erste Tote gegeben. Eine Frau namens Joanna Randers. Sie ist auf schreckliche Art und Weise ums Leben gekommen.«

»Was hat das mit dem Kalender zu tun?«

»Wahrscheinlich alles. Mittlerweile gehe ich davon aus, daß ihr Mörder das Monstrum auf dem Kalenderblatt war.«

»Was?«

Ich berichtete Bill, wie ich zu dem Verdacht gekommen war, und daß Suko auch so dachte.

»Das ist ein Hammer. Dann können wir davon ausgehen, daß alle verkauften Kalender verseucht sind.«

»So ist es.«

»Weißt du, was das bedeutet, John?« Bill sprach sofort weiter. »Wir müßten theoretisch mit Tausenden von Toten rechnen, je nach dem, wie viele Kalender verkauft worden sind.«

»So sehe ich das auch.«

»Und was willst du dagegen unternehmen?«

»Es bleibt dabei. Ich fahre morgen noch einmal zu diesem Fantreffen. Nur die Nacht muß überstanden werden.«

»Das hoffe ich auch.«

»Sollte sich irgend etwas ereignen, Bill, rufe ich dich an. Ansonsten…«

»Sehen wir uns morgen, John.«

»Okay, gute Nacht.«

»Falls man schlafen kann.«

Das war die Frage. Ich schaute nachdenklich auf das Telefon und stellte es wieder weg. Dann ging ich in die Küche. Großen Hunger hatte ich nicht, aber ich mußte eine Kleinigkeit essen, um nicht vom Fleisch zu fallen.

Was hat ein Junggeselle im Küchenschrank stehen, der nicht kochen kann? Richtig, Fertiggerichte und Bier.

Ich entschied mich für ein Essen, das Kinderherzen normalerweise höher schlagen läßt. Nudeln und rote Soße. Das Zeug brauchte ich nur ins Wasser zu legen und erhitzen.

Nach zehn Minuten lagen die Nudeln auf meinem Teller. Die Soße lief darüber wie dickes Blut. Ich aß ohne großen Appetit und stellte die Hälfte des frugalen Mahls wieder weg.

Aus der Küche zurückkehrend, hielt ich eine Flasche Bier zwischen den Fingern und in der anderen Hand ein Glas. So ausgerüstet, ließ ich mich wieder in meinen Stammsessel fallen, der so stand, daß ich auf die Glotzkiste schauen konnte.

Eigentlich verbringe ich die Abende nicht vor dem Flimmerkasten, aber ich hatte nicht die richtige Lust, zu einem Buch zu greifen. Außerdem gehöre ich zu den Menschen, die beim Fernsehen sehr gut nachdenken können, ohne etwas von der eigentlichen Handlung, die da vor mir ablief, mitzubekommen.

Das Licht hatte ich bis auf zwei dämmrig wirkende Lampen gelöscht, schaltete den Apparat ein und bekam zunächst mal die Nachrichten

mit, die ich genau verfolgte.

Sie waren keine Offenbarung. Es gab wieder neue Umweltskandale und auch gewisse Friedensverhandlungen stockten, obwohl allmählich eistauende Angebote aus dem Osten einsickerten.

Schon beim Wetter drehten sich meine Gedanken wieder um den Fall.

Am nächsten Tag mußte ich mir den Maler zur Brust nehmen, ob er wollte oder nicht. Ich würde mich nicht mehr abspeisen lassen, dafür stand einfach zu viel auf dem Spiel.

Doch wer war dieser Javankala? Okay, ein Maler, das nahm ich noch hin. Meiner Ansicht nach mußte mehr hinter ihm stecken. Möglicherweise gehörte er zu den Personen, die mit der Hölle im Bunde standen oder irgendeinem anderen Dämon dienten, der dafür Sorge getragen hatte, daß sich das Talent des Mannes ausbaute und er zu einem Meister seines Fachs geworden war. Natürlich mußte er dafür bezahlen, möglicherweise sogar mit seiner eigenen Seele.

Ich nuckelte am Bier und rauchte dabei eine Zigarette. Die Beine hätte ich hochgelegt, so typisch Spießbürger, hätte eine gewisse Gruppe von Leuten gesagt.

Das störte mich nicht. Ich wollte nur nachdenken, und das konnte ich, denn über die Mattscheibe lief eine Folge der Serie »Loveboat«. Richtig seicht und auch seifig. Hinzu kamen die pastellartigen Farben, und fast alle Menschen waren perfekt.

Fast wie im richtigen Leben…

Natürlich meldete sich das Telefon und unterbrach meine Gedankenkette. Ich rechnete mit Bill als Anrufer, der möglicherweise Rückfragen hatte, doch es war Suko.

»Kommst du noch rüber?« fragte ich.

»Vielleicht, aber deswegen rufe ich nicht an.«

»Sondern?«

»Ich habe Geräusche gehört. Nicht in meiner Wohnung, außen an der Hausmauer, vor dem Fenster.«

»Ach. Was war es denn?«

»Ein Sirren oder Summen. Sogar ziemlich deutlich. Hast du nichts vernommen?«

»Nein, tut mir leid.«

»Bei dir läuft die Flimmerkiste.«

»Die ich gleich ausschalten werde.« Ich hielt die Fernbedienung bereits in der Hand. Auf Knopfdruck wurde der Bildschirm wieder graugrün. Dann legte ich den Hörer neben den Apparat und stand auf. Sehr schnell hatte ich das Fenster erreicht und schaute in den vom Himmel rieselnden feinen Schneeteppich.

Die Geräusche, die Suko vernommen hatte, hörte ich nicht. Vielleicht hatte er auch das Rieseln des Schnees gegen die Außenseite des

Fensters gemeint. Auch nach einer halben Minute hatte sich da nichts geändert. Das sagte ich Suko auch per Telefon.

»Dann sind deine Ohren verstopft, John.«

»Oder du hast dich getäuscht. Es schneit, und die Körner fallen auch gegen die Scheibe.«

»John, ich kann doch das eine vom anderen unterscheiden. Nein, nein, ich habe dieses komische Summen gehört. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Gut, ich werde weiter horchen und gebe dir Bescheid, falls ich es auch höre.«

»Okay.«

Der Inspektor war kein Spinner, das stand fest. Wenn er etwas Verdächtiges vernommen hatte, stimmte das auch. Um besser in die Dunkelheit schauen zu können, löschte ich die zweite Lampe und ließ nur die brennen, die am weitesten vom Fenster entfernt stand.

Ich war auf dem Weg zu meinem Ziel, als ich das Geräusch zwar nicht hörte, aber etwas sah.

Es war ein Schatten, der von links nach rechts an der Scheibe vorbeihuschte.

Ich blieb unwillkürlich stehen und zwinkerte mit den Augen. War es eine Täuschung gewesen, hatte mir der Schneeschleier etwas vorgespielt? Ich wollte es genau wissen, öffnete das Fenster und wurde leicht sauer, als mir die Schneekörner gegen die Gesichtshaut prasselten. Wo befand sich der Schatten?

Ich entdeckte ihn nicht. Wenn er tatsächlich an der Scheibe vorbeigehuscht war, hatte er es verstanden, sich zu verbergen. Ich rief mir die Umrisse ins Gedächtnis zurück. Der Schatten war lang gewesen, er hatte durchaus menschliche Umrisse besessen. Vielleicht ein großer Vogel. Ich dachte auch an den Eisernen Engel, aber der war in einer Pyramide verschollen. Zusammen mit einer Person namens Serena. Keiner von uns wußte, wo er sich aufhielt.

Noch einmal lehnte ich mich nach draußen. Dabei schaute ich schnell nach links und rechts, dann auch nach vorn, doch der Schneeschleier fiel so dicht, daß er alles andere überdeckte.

Das Geräusch, von dem Suko gesprochen hatte, vernahm ich ebenfalls nicht.

Ich schloß das Fenster wieder, war trotzdem beunruhigt und rief diesmal Suko an.

»Na, hast du ihn gehört?«

»Nein, aber gesehen.«

»Was?«

»Einen Schatten. Er huschte an meinem Fenster vorbei und kam mir vor wie der langgestreckte Körper eines Menschen oder eines Vogels. So genau will ich mich da nicht festlegen.«

»Das habe ich nicht gesehen. Jedenfalls war etwas da.«
»Ja, und wir sollten die Augen offenhalten.«
Suko war einverstanden. »Ich glaube nicht, daß es eine ruhige Nacht für uns werden wird«, fügte er noch hinzu.
»Mal schauen.«
Ich legte wieder auf und spürte die leichte Unruhe. Ja, der Schatten bereitete mir Sorgen. Wieder schaute ich zum Fenster - und blieb plötzlich steif stehen.
Da war wieder etwas hinter der Scheibe.
Aber es huschte nicht vorbei, es blieb stehen, so daß ich es identifizieren konnte.
Es war ein Gesicht.

***

Alt, jung - hübsch oder häßlich?
Das war nicht festzustellen, denn das Gesicht wurde von den grauweißen Schneeschleiern umweht, so daß es mit ihnen fast zu einem Brei verschwamm. Und gleichzeitig vernahm ich auch das surrende Geräusch, von dem Suko gesprochen hatte.
Es war tatsächlich so laut, daß es das leise Prasseln des Schnees gegen die Scheibe übertönte und von mir vernommen werden konnte, trotz des geschlossenen Fensters.
Ein Gesicht in dieser Höhe!
Mit normalen Dingen ging das nicht zu. Es stand auch kein Fensterputzer auf einem fahrbaren Balkon. Also mußte es eine andere Ursache haben. Ich lief auf das Fenster zu, schlug die Hand gegen den Hebel, um es zu öffnen, da war das Gesicht verschwunden.
Einfach weg, als hätte es der Schnee zur Seite gespült. Ich riß das Fenster wieder auf, spürte die kalte Luft und den Schnee, der auf meiner Haut taute, aber von der Gestalt entdeckte ich nichts mehr.
Natürlich war auch das Geräusch nicht zu hören, und ich lehnte mich so weit hinaus wie eben möglich, drehte den Kopf, schaute in die Höhe - und sah die Gestalt.
Sie schwebte über mir und schoß nun pfeilschnell nach unten.
Ebenso rasch zog ich mich wieder zurück. Das Wesen jagte am Fenster vorbei, hatte mich nicht mehr erwischt, und ich zog mich wieder zurück in meinen Wohnraum.
Jetzt blieb das Wesen so nah, daß ich die Flügel auf seinem Rücken sehen konnte.
Es waren zitternde Schwingen, die aussahen wie dünnes Glas und sich sehr schnell bewegten.
Allmählich fühlte ich mich auf den Arm genommen. Ich wartete noch einige Sekunden und bekam mit, wie sich die Mischung aus Mensch und Vogel hektisch bewegte, einen engen Kreis zog, um anschließend

aufzusteigen.

Es geschah sehr schnell, so daß ich es kaum mitbekam und nur mehr das Surren der Flügel vernahm, wie einen letzten Abschiedsgruß. Ich lief die wenigen Schritte noch einmal zurück, beugte mich wieder weit vor und starrte an der Hauswand hoch.

Das unbekannte Etwas stieg ebenfalls parallel zu ihr in die Höhe, weil es ein Ziel hatte.

Es war das Dach!

Wieso und weshalb es sich ausgerechnet das Hausdach als Landeplatz ausgesucht hatte, war mir unklar. Vielleicht sollte es eine Botschaft für mich sein, daß ich ebenfalls dorthin kommen sollte.

Nur auf einem anderem Weg.

Ich hämmerte das Fenster wieder zu, rannte durch die Wohnung und riß noch meine Jacke vom Haken, die ich mir im Flur überstreifte. Diesmal hatte ich Glück, der Lift kam sehr schnell. Ich sprang in die Kabine und ließ mich hochschießen.

Natürlich führte der Aufzug nicht direkt bis unter das Dach. Den letzten Rest mußte ich laufen. Ein schmaler Gang, dann eine Treppe, die außen um die Wohnungen herumführte und sich einige Etagen tiefer zu einer breiteren Nottreppe auslief. Sie führte bis in die Halle des Erdgeschosses. Die Tür zum Dachboden war normalerweise abgeschlossen. Es sei denn, irgendwelche Handwerker führten Reparaturen durch. Auch jetzt war sie zu, nur besaß ich einen Schlüssel, den mir der Hausmeister schon vor einiger Zeit überlassen hatte. Ich hatte schon des öfteren auf dem Dach zu tun gehabt und einige harte Kämpfe dort ausgefochten.

Sekunden später war die Tür offen. Ich drückte sie nach innen. Hier oben kannte ich mich aus. Der Lichtschalter lag rechts. Im kalten Glanz der Lampen sah ich die gewaltigen Absaugrohre der Lüftung wie dicke Riesenarme. Auch der Motor des Fahrstuhls befand sich hier oben. Rollen liefen über Gestänge. Es roch nach Öl und Fett.

Um auf das Dach zu gelangen, mußte ich eine schmale Metalltreppe hochlaufen. Darüber befand sich eine Kuppel aus dickwandigem Glas, die nur von unten her geöffnet werden konnte. Dazu mußte ich einige Riegel zur Seite schieben.

Dann endlich konnte ich auf das Dach steigen, wo mich ein widerliches Wetter empfing. Der Wind blies mir den Schneewirbel ins Gesicht. Im ersten Moment konnte ich nichts sehen.

Erst als ich mir die Augen freigewischt hatte, klappte es besser. Geduckt stemmte ich mich gegen Schnee und Wind an.

Das Dach war sehr groß. Es besaß an den Rändern auch eine Begrenzung als Sicherheitsstandard.

Bei klarem Wetter hatte man einen herrlichen Blick über London, jetzt allerdings sah ich nicht einmal meinen unheimlich wirkenden

Gegner.

Vielleicht hatte er mich wieder genarrt und war längst woanders hingeflogen. Trotz der widrigen Umstände sortierte ich meine Gedanken und stellte Überlegungen an.

Das Wesen, das ich relativ deutlich gesehen hatte, war mir zwar unbekannt, dennoch kannte ich es.

Kein Widerspruch, ich hatte bereits darüber gelesen und sogar auch Zeichnungen in gewissen Büchern gesehen, die Geschichten aus der antiken Sagenwelt enthielten.

Das war eine Gestalt aus der Sagenwelt. Erst hier oben und umtost von den tanzenden Schneeflocken, kam ich auf den richtigen Gedanken. Ich hatte es mit einer Harpyie zu tun.

Endlich wußte ich Bescheid. Und ich erinnerte mich auch daran, daß eine Harpyie nicht gerade zu den freundlichen Wesen zählte. Sie war eher böse und grausam.

Die Harpyien trugen die Verantwortung für den Tod so manches braven Seemannes, dessen Schiff in ihre Windwirbel geraten war, die sie erzeugen konnten.

Soweit die Sage…

Der Schnee umwirbelte mich, Wind zerrte an meiner Kleidung. Die Schneekörner erinnerten mich an blitzende Kristalle, die gegen meine Haut schlugen. Wenn der Wind die Richtung wechselte, erzeugte er neue Figuren. Dreh- und tanzende Geistergestalten, die heulten, pfiffen und brausten.

Die gegenüberliegende Seite des Dachs erkannte ich überhaupt nicht, obwohl ich mich schon in der Mitte befand.

Plötzlich erschien sie.

Sie schwebte oder flog nicht heran, nein, sie schritt aus dem Schneevorhang, als müßte sie zu einem Auftritt auf die Bühne. Ich sah sie deutlicher, nicht mehr als Schatten, und sie kam so nahe an mich heran, daß ich sie mit dem ausgestreckten Arm hätte berühren können. Das tat ich natürlich nicht, ich schaute ihr in das Gesicht und verglich es mit dem einer Greisin, die völlig verbittert war und nur noch an das Böse oder Schlimme in der Welt glaubte.

Ein dunkles Gesicht. Darin verteilt, die kraterartigen Runzeln und Falten, manche wie kleine Gräben wirkend, in die sich auch Schneekörner festgesetzt hatten.

Mich störten auch die Augen. Sie waren dunkel, grau bis schwarz. Zudem lagen sie tief in den Höhlen und wirkten so, als hätte sie jemand hineingedrückt.

Mein Blick glitt weiter über den Körper hinweg. Ein Gebilde fast wie aus Glas. Zwar nicht direkt durchscheinend, aber doch milchig und dabei sehr weich, denn der Körper bewegte sich im Rhythmus der Windstöße und glich sie so aus, wie sie herbeifuhren.

»Wer bist du?« fragte ich und mußte dabei laut sprechen, um den Wind zu übertönen.

»Man nennt mich Myrthe.«

»Ein ungewöhnlicher Name.« Mit diesen Sprüchen tastete ich mich näher heran, und ich hatte auch Glück.

»Ungewöhnlich für euch, aber nicht für das Land, aus dem ich komme.«

»Liegt es weit entfernt?«

»Das Land gibt es nicht mehr. Es hatte den Namen Atlantis. Dort habe ich gelebt.«

Der Schauer auf meinem Rücken stammte nicht von der Kälte, es war die Überraschung, die mich erwischte. Ich putzte Schnee und Tropfen von meinem Gesicht weg und nickte dabei. »Ja, ich kenne Atlantis, und ich weiß auch, daß nicht alle gestorben sind, als der Kontinent in den Fluten des Meeres versank. Viele überlebten, einige sind meine Freunde geworden, andere zähle ich zu meinen Feinden. Auch dich hat die Welt nicht vergessen, die Harpyien sind in vielen Geschichten erwähnt worden. Man kannte ihre Macht, und man brachte ihnen auch Opfer dar. Das alles habe ich mir angelesen. Deshalb möchte ich dich fragen. Bist du eine Harpyie?«

»Die bin ich.«

»Und ihr habt euch in Atlantis…?«

Sie hob einen Arm. Er war sehr dünn, und die Hand bestand aus langen Fingern, die sie jetzt krümmte. »Die Griechen haben uns erst später kennengelernt, Achilles benutzte uns sogar als Reittiere, aber unsere wahre Heimat ist Atlantis gewesen. Ich habe überlebt, man hat mich gefunden und mit in diese Welt gebracht. Das Böse, aus der Vergangenheit ist mit mir gekommen. Ich habe einen Freund gefunden, der es noch durch seine Zeichnungen verstärkt. Du hast recht, wenn du uns als Windgeister siehst. Aber wir besitzen auch die Macht, den Odem des Bösen in tote Gegenstände zu hauchen.«

»Auch in Bilder?«

»So ist es.«

»Dann stehst du hinter Javankala?«

»Ja, er hat mich gefunden und sich um mich gekümmert. Das vergesse ich ihm nie. Ich habe ihm meine Hilfe versprochen und das Versprechen auch gehalten. Verstehst du?«

»Allmählich.«

»Deshalb können wir es uns auch nicht leisten, daß man uns stört. Unsere Gegner dürfen nicht die Oberhand gewinnen. Ich habe meinem Begleiter versprochen, dich zu töten, und das werde ich tun. Du weißt Bescheid?«

»Natürlich. Nur hätte ich noch eine Frage. Sie hängt mit den Kalendern zusammen. Wie viele sind verkauft worden?«

»Sehr viele…«
»Nenne eine Zahl!«
»Ich weiß es nicht. Mein Freund hat gut daran verdient. Der Kalender ist gekauft worden. Aus allen Teilen des Landes trafen die Bestellungen ein.«
»Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis die Kalender ihre wahre Macht entfalten?«
»So ist es.«
»Aber eine Person ist bereits gestorben.«
»Das habe ich gespürt. Sie… sie war zu sehr mit dem Bösen behaftet und konnte es nicht erwarten.«
»Sprichst du von der Toten?«
»Nein, von dem Bild. Es war der erste Kalender, der verkauft wurde. Da hatte ich mich noch nicht so stark unter Kontrolle. Es kommt immer auf die Dosis an, habe ich hier gelernt. So war es auch bei mir. Aber die anderen werden zu einem bestimmten Zeitpunkt erwachen und nach dem Blut der Menschen lechzen.«
»Wann ist es soweit?«
»Ich werde dir den Zeitpunkt nicht nennen. Du brauchst ihn auch nicht zu wissen, denn dann wirst du längst nicht mehr unter den Lebenden sein. Ich habe beschlossen, dich zu töten, wie man es von mir erwartet. Als Windgeist blies ich die Wellen des Meeres turmhoch, aber hier werde ich dich vom Dach in die Tiefe der Straßenschluchten wehen, so daß du als zerschmetterter Körper vor dem Haus liegen wirst.«
Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie den Vorsatz in die Tat umsetzte. Mir selbst gelang es nicht, mich dagegenzustemmen, denn etwas traf mich von vorn mit ungeheurer Wucht und riß mich buchstäblich von den Beinen…

***

Ich handelte auf dem harten Dach, blieb aber noch nicht liegen, weil mich der nächste Windstoß wie eine unsichtbare Hand packte, mich in die Höhe hob, ein Stück trug und mich dann wieder zu Boden schleuderte, wo ich dann zum Dachrand rollte.
Dabei erinnerte ich mich an einen meiner ersten Fälle. Es lag schon Jahre zurück, da war ich in die Fänge des Windgeistes Kamikaze geraten. Er hatte mich als Mutprobe aus großer Höhe zu Boden fallen lassen und mich kurz zuvor gestoppt.
Himmel, hatte ich damals eine Angst durchgestanden!
Nur war dies hier anders. Ich fiel nicht nur in eine Richtung, nein, das Wesen aus Atlantis trieb mit mir sein Spiel. Es folgte mir ein Gespenst im Schneegestöber. Es war manchmal nicht mehr zu erkennen, aber zu spüren, denn aus dem Flockenwirbel jagten

intervallweise die Windstöße, die mich einmal nach rechts, dann wieder nach links schleuderten. Manchmal geriet ich voll in den Wirbel und kam mir dann vor wie ein Kreisel.

Einmal geriet ich in die Nähe der Brüstung. Natürlich wehrte ich mich und suchte verzweifelt Halt.

Doch der verfluchte Schnee hatte die Dachoberfläche so glatt gemacht wie eine Eisbahn. Hilflos rutschte ich weiter. Es sah ganz danach aus, als würde die Harpyie ihr Versprechen einlösen können und mir einen fruchtbaren Tod bescheren.

Wieder kam sie näher. Sie hielt ihren Mund geöffnet. Das Gesicht bestand fast nur mehr aus einem Maul, aus dem der eisigkalte Wind wehte und mich erwischte.

Diesmal am oberen Teil des Körpers. Wie ein Gruß aus der Arktis peitschte er mit soviel Druck gegen meinen Kopf und die, Schulter, daß er mich um die eigene Achse drehte und ich mir wieder vorkam wie ein Kreisel, den niemand stoppen konnte.

Rasendschnell bewegte ich mich, blieb fast auf der Stelle, die Kälte malträtierte mein Gesicht. Es fror fast ein.

Und ich hörte das Lachen der Harpyie. Sie ergötzte sich an meiner Hilflosigkeit, hatte ihren Spaß daran und schleuderte mich dann mit einem gezielten Stoß voran.

Ich raste über die schneebedeckte Fläche wie ein Surfbrett, das erst aufgehalten wurde, als es gegen ein Hindernis prallte. Mich erwischte es am Kopf und an der Schulter. Der Schmerz war lähmend.

Ich hatte den Mund weit aufgerissen, hörte mich selbst schreien und atmete tief durch.

Ein Gedanke zuckte durch meinen malträtierten Kopf. Wo sich ein Hindernis befand, dort konnte ich mich möglicherweise festhalten. Den linken Arm schlug ich hoch, die Hand klatschte auf eine dieser Kuppeln, rutschte natürlich ab, blieb aber auf der Betoneinfassung liegen, und ich bekam sogar die Ecke zu fassen.

Dort hielt ich mich fest.

Meine Finger waren von der Kälte steif geworden. Ich gab nicht auf und suchte mit der freien Hand nach meiner Beretta, die ich zum Glück schon berührte.

Leider kam ich nicht mehr dazu, sie zu ziehen, denn der nächste Stoß schleuderte mich weiter.

»Nein! Nein! Nein!« Diesmal kreischte die Harpyie. »So einfach mache ich es dir nicht, Sinclair. Du sollst noch leiden.« Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als sie ihren widerlichen Kopf senkte, noch einmal kräftig und schräg auf den Dachboden blies und dabei Schnee sowie Matsch in die Höhe schaufelte.

Wie eine weiche Wand fegte das Zeug auf mich zu. Die Ausläufer des künstlichen Windstoßes erwischten auch mich, so daß ich vom Boden

abhob und mich nicht dagegen wehren konnte.

Dieses Abheben beschleunigte mein Angstgefühl. Ich hätte schreien können. Es war zu vergleichen mit dem ersten Flug eines Menschen, der sich davor fürchtete.

Ich trieb höher, denn die Harpyie kniete auf dem Boden, hatte ihren Kopf schräg gelegt und blies in diesem Winkel unter meinen Körper.

Es hatte keinen Sinn, in Angst oder Panik zu verfallen. Ich mußte einfach etwas unternehmen.

Die Beretta fiel mir wieder ein.

War sie eine Hoffnung? Konnte ich mit einer geweihten Silberkugel gegen dieses Wesen ankommen und somit das tödliche Spiel beenden? Zwischen ihr und mir tanzten die unzähligen Flocken dicht wie eine sich bewegende Wand. Sie vernebelten nicht nur meine, auch ihre Sicht. Vielleicht bekam sie dann nicht mit, daß ich meine Pistole zog.

Trotz des Schwindels bekam ich die Beretta aus der Halfter. Mein steifer Zeigefinger fand auch den Abzug, aber ich hatte große Schwierigkeiten.

Ich hörte meine Gegnerin lachen.

Es war ein schrilles Schreien, das ebensogut von einem Vogel hätte stammen können. Er übertönte das Rauschen des Sturms bei weitem und drang schmerzhaft in meine Ohren.

Vielleicht sollte dieses Lachen das Finale einläuten. Ich ging jedenfalls davon aus.

Irgendwo besitzt der Mensch noch immer eine Reserve an Kraft. Durch das widerliche Geräusch wurde sie in meinem Innern mobilisiert. Auf einmal gelang es mir, den Zeigefinger zu bewegen.

Nur ein wenig, ein kurzes Zucken, mehr nicht, das aber reichte aus. Ich schoß, schoß und schoß…

Dabei drehte ich mich, wußte nicht, ob ich getroffen hatte, hörte die Echos der Schüsse nicht peitschend und hell wie sonst, vielmehr als dumpfe Schläge und als hallendes Dröhnen malträtierten sie meinen Kopf.

Dann erfolgte der Schlag.

Er traf mich unvorbereitet. Ich hörte mich selbst schreien. Von Kopf bis Fuß stand mein Körper unter Strom oder in Flammen. War das das Ende?

Die schrillen Schreie überfielen mich sirenenartig. Etwas huschte über mein Gesicht hinweg, eine verzerrte Fratze entdeckte ich und hörte das Summen der Flügel.

Aber noch etwas geriet in mein Blickfeld.

Ein wankender Schatten, der sich gegen den Wind anstemmte und aus dessen Hand etwas hervorwuchs, das aussah wie eine dreiköpfige, sich bewegende Schlange.

Noch ein Monster?

Das würde ich niemals schaffen können. Wie ein geworfener Stein fiel das »Monster« neben mir auf die Knie. Es konnte sogar sprechen, besaß eine menschliche Stimme, die ich kannte, die aber nicht die eines Engels war. Als solchen hätte ich Suko nie bezeichnet.

»Himmel, John, was machst du nur für Sachen?«

Ich flüsterte den Namen meines Freundes und bekam seine nächste Bemerkung wie durch einen Filter mit.

»Gut, daß es noch die Dämonenpeitsche gibt«, sagte er.

»Wieso? Ich…«

Er zog mich hoch, warf mich über seine Schulter. Das aber bekam ich kaum noch mit. Irgend etwas war da und riß mich in den tiefen Strudel der Ohnmacht hinein…

***

Ich war nackt und erwachte in meiner Badewanne, die Suko mit heißem Wasser hatte vollaufen lassen. Er saß auf dem kleinen Hocker, schaute mich an, grinste, wobei sein Gesicht aussah wie ein schattenhafter Ballon, denn zwischen uns standen Dunstschwaden.

»Ich hätte nie gedacht, daß ich dich noch einmal in die Badewanne stecken müßte wie ein Kleinkind.«

»Wieso?«

»Das fragst du noch?« Suko lachte. »Mensch, Junge, du wärst da oben fast erfroren…«

»Ja, da oben!« flüsterte ich, hielt die Augen halb geschlossen und nur den Kopf über Wasser. Allmählich kehrte bei mir die Erinnerung zurück. Ich sah alles wieder vor mir. Die Harpyie, den verzweifelten Kampf, den ich gegen sie führte, dann die Gestalt meines Freundes, der mich aus dieser Hölle rausgeholt hatte.

»Deine blauen Flecken habe ich mit einer Tinktur eingerieben. Das heiße Wasser wird sein übriges tun. Zehn Stunden Schlaf, und du kannst wieder einigermaßen laufen.«

»Ich muß aber…«

»Gar nichts mußt du. Vergiß diesen verdammten Fall, John! Wir kümmern uns darum.«

Ich drehte den Kopf. »Verdammt, Suko, die hätte mich fast geschafft. Wirklich.«

»Das weiß ich.«

»Sie war plötzlich da. Und jetzt weiß ich auch, mit wem wir als eigentlichen Gegner zu rechnen haben. Mit einer Harpyie.«

Suko war in der griechischen Mythologie nicht so bewandert wie in der asiatischen. »Wer ist das denn schon wieder?«

Ich erklärte es ihm. Auch er horchte auf, als er hörte, daß die Harpyie aus Atlantis stammte.

»Wenn jetzt Myxin hier gewesen wäre.«

»Oder der Eiserne.«
»Richtig. Aber ich habe sie tatsächlich mit der Dämonenpeitsche vertreiben können.«
»Hast du sie denn erwischt?«
»Kaum. Höchstens gestreift. Sie muß geahnt haben, daß es sich um eine starke Waffe handelte. Da hat sie es vorgezogen, zu verschwinden. Nur wird sie bestimmt zurückkehren. Ich weiß nicht, wie man deine neue Freundin empfangen muß.«.
»Freundin ist gut.« Ich verzog die Lippen. »Mich würde noch interessieren, wie du überhaupt auf die Idee gekommen bist, zum Dach hochzulaufen.«
»Das ist ganz einfach. Ich habe aus dem Fenster geschaut und die Harpyie auch gesehen. Sie stieg an der Hauswand hoch. Ich wollte dir Bescheid sagen, aber du warst nicht in der Wohnung. Na ja, da bin ich eben hochgelaufen.«
»Das war bisher eine deiner besten Ideen, die du jemals gehabt hast.«
»Irgendwann muß auch ich einen Lichtblick haben.«
Ich streckte mich. Das noch heiße Wasser tat meinem malträtierten Körper gut. Ob ich je allein vom Dach gekommen wäre, war fraglich. Suko stand auf.
»Willst du noch in der Wanne bleiben?«
»Nein.«
»Okay.« Er holte ein Badetuch vom Haken, während ich mich am Rand in die Höhe stemmte und lachen mußte, weil ich mich bewegte wie eine alte Frau.
»Verdammt, meine Knochen!« stöhnte ich grinsend. »Ich habe den Eindruck, als wären nur mehr die Hälfte vorhanden und die anderen einfach angeknackt.«
»Man hat's eben nicht leicht als Geisterjäger«, spottete Suko und reichte mir das Badetuch, in das ich mich einwickelte. »Soll ich dich auch noch abfrottieren?«
»Seit wann stehst du auf Männer?«
Suko winkte ab und verließ das Bad.
Plötzlich wurde mir schwindelig. Ich setzte mich auf den Wannenrand.
Fünf Minuten später hatte ich mir den Bademantel übergestreift und ging in den Wohnraum, wo Suko schon etwas vorbereitet hatte. Den Geruch kannte ich.
»Ist das nicht Rum?« fragte ich schnuppernd.
»Und wie«, sagte mein Freund. Er deutete auf das Glas. »Rum, Wasser und Zucker.«
»In welch einem Verhältnis?«
»Zucker weniger. Das andere, nun ja…«
Ich ließ mich in einen Sessel fallen. Suko schob mir das Glas hin. Es

war verdammt heiß, kaum zum Anfassen, und auch der Grog schien meine Kehle in ein Feuerloch zu verwandeln.

Ich trank ihn in vorsichtigen Schlucken. Mein Magen wurde regelrecht ausgeglüht. Aber das Zeug wärmte durch. Die alten Hausrezepte waren noch immer die besten. Die Wärme stieg mir bis in die Haarspitzen.

Suko saß mir grinsend und nickend gegenüber. »So gefällst du mir, Alter. Soll ich dir noch einen Gefallen tun?«

Ich schielte ihn über den Rand des Glases an. »Welchen denn?«

»Du hast die freie Wahl. Wen soll ich anrufen und zu deiner Krankenschwester machen. Jane oder Glenda?«

»Am besten beide.«

»Angeber. Übernimm dich nicht, sonst bist du der Blamierte.« Er nahm mir das Glas aus den Händen und bereitete mir einen zweiten Grog zu. Ich protestierte zwar, kam aber nicht durch.

Der zweite haute mich dann um. Ich bekam wohl noch mit, daß mich Suko ins Schlafzimmer brachte. Der Rest fiel dann aus wegen einer ungeheuren Müdigkeit…

***

Das Wohnmobil stand auf einem öffentlichen Parkplatz in einer Reihe mit anderen Fahrzeugen.

Nicht weit entfernt schob sich die dunkle Silhouette des Hochhauses in die Höhe, in dem der Geisterjäger John Sinclair wohnte. Javankala hatte hin und wieder einen Blick aus dem Seitenfenster geworfen und sich den mächtigen Bau angesehen. Die Fassade wirkte wie ein hochgestelltes Rechteck, in das jemand zahlreiche, rechteckige Löcher hineingeschnitten hatte, damit Lichtschein nach außen dringen konnte.

Der war jedoch bald verschwunden, ebenso wie die Silhouette des Hauses. Dichter Schneeregen jagte vom Himmel und wirkte wie ein Vorhang, den jemand zugezogen hatte, so daß die Akteure und Fassaden nicht mehr zu sehen waren.

Im hinteren Teil des Wagens hatte sich Javankala so etwas wie ein Atelier eingerichtet. Hier stand ein angeschraubter Zeichentisch und in einem Regal daneben die Töpfe mit den Farben. Des öfteren überkam ihn die Arbeitswut, wenn er und Myrthe sich auf Reisen befanden. Dann mußte er einfach malen.

Oder er zeichnete die Motive, die ihm seine Begleiterin eingab. Zumeist schreckliche Gestalten aus ihrer Heimat, dem alten Atlantis, an die sie sich noch gut erinnerte.

Auch das Februarbild gehörte zu einem Monstrum, das in Atlantis gelebt hatte.

Man hatte es das Tier genannt. Es lebte in den Bergen und den

Wäldern, wo es sich seine Beute holte, die aus Zwei- und Vierbeinern bestand. Unterschiede gab es bei dem Tier nicht.

Und ihm hatte die Harpyie den grausamen Atem eingehaucht, um es zum Leben zu erwecken.

Ja, Myrthe war schon etwas Besonderes. Sie gab dem Maler Kraft und Sicherheit. Mit ihr zusammen würde es ihm gelingen, die Welt auf den Kopf zu stellen.

Sie hatten beide noch viel vor. Zunächst aber mußte dieser Sinclair aus dem Weg geräumt werden.

Bisher war es ihm gelungen, nicht so offen in Erscheinung zu treten. Sie hatten mehr im Untergrund gearbeitet und die richtigen Fäden gezogen. Der Erfolg hatte ihnen tatsächlich recht gegeben. Die Kalender waren verkauft worden wie nichts und hatten sich zu einem regelrechten Bestseller unter den Fans entwickelt.

Sie alle würden am morgigen Tag die wahre Stärke des Kalenders zu spüren bekommen.

Das große Chaos, der absolute Schrecken stand dicht bevor. Die Polizei würde durchdrehen. Die Menschen wurden zum erstenmal mit einer Magie konfrontiert, die aus einer fernen Zeit kam und sie einfach überrollen würde.

Nur wenige wußten Bescheid. Zu den Nichteingeweihten gehörte dieser Sinclair, doch dieses Problem erledigte Myrthe auf ihre Art und Weise. Ihr war noch niemand entkommen. Sie beherrschte den Wind und hauchte gleichzeitig den Pestodem des Bösen aus.

Auch jetzt saß der Maler vor einer Zeichnung. Nur wollte sie ihm nicht so recht gelingen. Motive gab es ja genug, er bekam sie nur nicht rüber. Einige schwarzrote Striche hatte er bereits auf die Leinwand gepinselt, mehr war ihm noch nicht gelungen. Er suchte noch nach einem Einfall für das Gesicht. Es sollte besonders grauenvoll aussehen. Eine monsterhafte Fratze, die abstieß, aber den Käufern des Magazins gleichzeitig gefiel, sie regelrecht neugierig auf den Inhalt machte.

Rot und Schwarz.

Zwei wichtige Farben. Die eine für das Blut, die andere für das Nichts, in das Blut hineinsickern sollte.

Er schaute auf die Uhr!

Mit Schrecken stellte er fest, daß Myrthe bereits seit mehr als einer Stunde verschwunden war. Die Zeit war wirklich wie im Flug vergangen, und Javankala spürte eine bohrende Unruhe in sich aufsteigen. Sie verstärkte sich von Minute zu Minute, so daß es ihn auf seinem Stuhl nicht mehr hielt.

Er stand auf und begann damit, im Wagen hin und herzu laufen.

Ein sehr großer Mann hätte mit seinem Kopf die Decke berührt. Javankala aber brauchte sich nicht einmal zu bücken. Dafür war er breiter in den Schultern als die meisten Männer, und er wirkte auf

seinen kurzen Beinen zudem stämmig.
Neben dem Fenster an der rechten Seite blieb er stehen. Er hatte das Rollo nicht vorgezogen und starrte durch die kleine viereckige Scheibe in die graue Schneewand.
Das Zeug war erst weggetaut. Jetzt aber blieb es liegen. Die nahen Bäume sahen aus wie gepudert.
Wenn der Schnee am nächsten Morgen zu hoch lag, kam kaum ein Auto durch. Wohl nur die mit Winterreifen. Und die besaß der Wagen.
Wieder verstrich Zeit.
Der Maler griff zur Flasche und schenkte sich Schnaps ein. Ein selbstgebrannter Beerenschnaps, den nur wenige vertrugen. Er kippte ihn in den Rachen.
Wo blieb Myrthe?
Javankala drehte das Glas in seinen Händen. Wenn ihr etwas geschehen war, wußte er nicht, wie es weitergehen sollte. Allein kam er nicht durch. Er würde das Unheil zwar nicht mehr stoppen können, aber die Zukunftspläne hatte immer nur sie geschmiedet. Er war nur ausführendes Organ und wie Wachs in ihren Händen.
Das Klopfen an der Tür schreckte ihn auf. Auf der Stelle drehte er sich und starrte dorthin, wo sich die Beifahrertür befand. Langsam ging er hin.
»Wer ist draußen?«
»Öffne!«
Javankala fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatte es also doch geschafft. Er grinste. Wie hätte er auch daran zweifeln können. Myrthe schaffte einfach alles.
»Ich öffne.«
Sie schwebte herein, zusammen mit einer Schneewolke, und der Zeichner schloß die Tür sofort hinter sich zu. Als Myrthe sich umdrehte, wußte er, daß etwas schiefgegangen war. Er sah es ihrem Blick an, der so unstet und flackernd war.
Auch sie war mit Schnee bedeckt. Selbst auf den dünnen Flügeln klebten die Flocken, die in der Wärme schnell tauten.
»Ist er tot?«
Noch hoffte Javankala, doch dieses Gefühl sank schnell zusammen, als Myrthe den Kopf schüttelte.
»Nein, er lebt noch!«
Der Maler schluckte. »Du… du hast es nicht geschafft?« Er schüttelte den Kopf. »Das… das kann ich nicht fassen.«
»Es ist aber so!«
Javankala wartete auf eine Erklärung, und die gab Myrthe ihm auch. Sie beschönigte nichts, ließ nichts aus und gab zu, ein wenig zu lange mit ihrem Opfer gespielt zu haben. »Sonst wäre der zweite nicht mehr gekommen.«

»Und welch eine Waffe besaß er? Wirklich eine Peitsche?« Der Maler konnte es kaum fassen.

»Ja, so sah sie aus. Aber sie war etwas Besonderes. Sie besaß drei Riemen. Hätten die mich erwischt, wäre ich erledigt gewesen. Ich fühlte das Verhängnis. Als der Mann zuschlug, war ich schneller, so daß er mich nicht treffen konnte.«

Javankala mußte sich einfach setzen. Schwer fiel er auf den ledernen Schalensitz an der Beifahrerseite. »Hast du ihn nicht gekannt oder erkannt?«

»Nein, er war mir unbekannt.«

»Dann hat Sinclair Helfer.«

Die Harpyie nickte. »Allein kann er gegen uns nicht ankämpfen. Aber ich habe ihn geschwächt. Ich berichtete dir, daß ich mit ihm spielte. Ich schleuderte ihn hoch, er wurde zu meinem Spielball, und dann ließ ich ihn fallen. Noch jetzt höre ich seinen Schrei, den er ausstieß, als er in den Schnee klatschte.«

»Wann willst du es noch einmal versuchen?« fragte der Maler.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es schon zu spät. Er ahnt etwas, aber er weiß nichts.«

»Dann läuft alles ab wie geplant?«

»Wir müssen es durchziehen.«

»Und wenn er wieder erscheint?«

Der Maler erhob sich und blieb geduckt stehen.

Das alte Gesicht verzog sich zu einem häßlichen Grinsen. »Er wird nicht mehr kommen. Ich sagte dir doch, ich habe ein wenig mit ihm gespielt. Er ist fertig, einfach nicht mehr in der Lage, uns in den folgenden Tagen gefährlich zu werden.«

»Dann läuft alles wie besprochen?«

Myrthe nickte. »Das hoffe ich doch…«

***

Am nächsten Morgen - es war ein Samstag - sah London fürchterlich grau aus. Dies lag nicht nur am düsteren Himmel, der wie eine Decke aus Blei über der Millionenstadt lag. Der über Nacht gefallene Schnee bedeckte als schmutziger Matsch die Straßen und Gehsteige, wo er nicht zur Seite geräumt worden war.

Der Samstag brachte London nicht so viel Verkehr wie in der Woche, aber Bill Conolly reichte es trotzdem, als er sich mit seinem Porsche vom Süden der Stadt hoch in die City quälte, um den Stadtteil Soho zu erreichen, wo auch das umgebaute Kino lag, in dem das Fantreffen weiterging.

Vor der Fahrt hatte der Reporter noch mit seinem Freund John Sinclair gesprochen und erfahren, was sich in der Nacht ereignet hatte. Bill hatte ihm geraten, im Bett zu bleiben. John hatte

zugestimmt. Wenn der Geisterjäger so reagierte, mußte es ihm tatsächlich schlechtgehen.

Deshalb hatte sich Conolly mit Suko verabredet und die Vereinbarung getroffen, sich vor dem Kino zu treffen.

Zweimal geriet Bill in einen Stau. Er hörte auch Nachrichten und erfuhr, daß in Europa der Winter mit Schnee, Glatteis und tiefen Temperaturen wieder zurückgekehrt war.

Keine Spur von Frühling…

In Soho fand sich Bill gut zurecht. Er kurvte durch einige Einbahnstraßen und war schließlich froh, als er die mit Plakaten beklebte Front des ehemaligen Kinos sah.

Einen Parkplatz fand er auf der Rückseite, wo noch immer das große Wohnmobil stand, das ihm schon am gestrigen Tag aufgefallen war. Da schienen Fans übernachtet zu haben.

Als Bill aus dem Wagen stieg und über einen zusammengekehrten Schneehaufen stieg, schlenderte Suko herbei. Er hatte die Hände in den gefütterten Taschen seiner kurzen Jacke vergraben. Vorwurfsvoll schaute er auf die Uhr.

»Sag nichts, mein lieber. Rege dich nur über den Schnee auf, der bei uns höher liegt als hier.«

Suko lächelte. »Das hatte kein Vorwurf sein sollen.«

Bill wechselte das Thema. »Wie geht es John?«

»Er liegt. Ich hörte, daß du mit ihm telefoniert hast.«

»Ja, und er teilte mir mit, daß er auch im Bett liegenbleiben wolle. Kann ich mir bei ihm zwar nicht vorstellen, aber es wäre wirklich am besten.«

»Du hättest ihn in der letzten Nacht sehen sollen. Das war verdammt hart für ihn.«

»Ist es wirklich so schlimm gekommen?« fragte Bill ungläubig.

»Es lag dicht an der Grenze.«

Der Reporter schaute zu Boden. »John hat von einer Harpyie gesprochen. Ich war ja gestern schon hier, aber so eine Gestalt habe ich auf dem Treffen nicht entdecken können.«

»Die war auch recht. Hier laufen nur Verkleidete herum.«

Bill kniff das linke Auge zu. »Bist du dir sicher?«

»Jetzt nicht mehr.«

»Wir müssen also mit einigen weiteren echten Monstren rechnen.«

Suko hob die Schultern. »Sagen wir mal so. Ich will es nicht ausschließen.«

»Okay, einverstanden. Wie sieht es mit deiner Verkleidung aus?«

»Da ist nichts zu machen. Ich hänge mir kein Zeug an den Hals und setze auch- keine Maske auf.«

»Dann sind wir uns ja einig. Wie gehen wir vor?«

Suko wies mit dem Kopf auf das Kino. »Da hockt dieser Maler

Javankala. Er ist Dreh- und Angelpunkt. Bei ihm müssen wir einfach die Schwachstelle erwischen.«
»Freiwillig gibt der nichts zu.«
»Das weiß ich auch. Deshalb werden wir uns auch genau umsehen. Vielleicht auch dort, wo die Fans nicht hinkommen. Ich rechne stark damit, daß er die Harpyie irgendwo verborgen hält.«
»Und wenn er sie nicht mitgenommen hat?« fragte Bill.
»Der geht nicht ohne Rückendeckung.«
Der Reporter nickte. »Wie du willst, Suko. Dann wollen wir uns mal in den Trubel stürzen.«
Bill Conolly kannte den Rummel schon vom vergangenen Tag her. Suko war ziemlich überrascht, als er sah, was sich da vor der Kasse drängte, in einer Menschentraube stand oder einfach nur herumhing, um mit Gleichgesinnten zu reden.
Die abenteuerlichsten Gestalten hatten sich eingefunden. Ein großer, blonder, bärtiger Mann trug ein weißes Gewand mit einem roten Kreuz darauf. Er hatte sich sogar ein Schwert umgeschnallt und führte lautstarke Reden über ein Fantasyland, dem er als Regent vorstand. Neben ihm stand eine kleine Frau, die verzückt lächelte.
Sie hatte ihr Gesicht mit Goldpuder bedeckt, so daß es aussah, wie eine Maske. Die Lippen allerdings zeigten einen schwarzen Strich.
»Wer hat sich denn hier alles versammelt?« fragte Suko leise.
Bill hob die Schultern. »Das sind eben Fans. Du solltest das nicht so negativ sehen. Die Freunde hier sind harmlos. Sie haben ihren Spaß am Grusel und an der Fantasy. Hier sind sie unter sich und werden auch nicht ausgelacht. Vor allen Dingen können sie diskutieren und ihre Sammlungen an entsprechender Literatur vervollständigen.«
»Meinetwegen.«
Auch Suko und Bill hatten sich vor der Kasse anstellen müssen. Es ging nur langsam voran. Niemand beschwerte sich. Die Fans waren geduldig. Schließlich lag noch ein langer Tag vor ihnen.
Vor ihnen standen zwei Mädchen. Sie trugen eng anliegende Trikots aus schwarzem Stoff. Darauf waren in einem matten Weiß die Knochen eines Skeletts gemalt. Wenn sich die Mädchen bewegten, so machten die Knochen diese Bewegungen ebenfalls mit.
Endlich waren sie an der Reihe. Die Kassenfrau schaute überrascht hoch, weil sie sich vielleicht wunderte, daß zwei Besucher angekommen waren, die sich nicht verkleidet hatten.
Auf Bill blieb ihr Blick länger haften. »Kenne ich Sie nicht?« fragte sie leise. »Sie waren doch gestern schon hier.«
»Sehr richtig.«
»Da hätten Sie auch eine Zweier- oder Dreierkarte kaufen können. Dann gibt es nämlich Rabatt.«
»Sorry, ich wußte nicht, daß ich noch einmal wiederkommen

würde.«
»Mir soll's recht sein.«
Bill und Suko bekamen ihre Karten, die der Reporter zahlte. Sie drückten die Tür auf und betraten den Gang, in dem es im Gegensatz zu draußen, angenehm warm war.
Suko wunderte sich über die aufgebauten Verkaufstische und die Dinge, die darauf zum Verkauf lagen. »Meine Güte«, sagte er, »findet das alles Abnehmer?«
»Bestimmt.«
Beide Freunde waren von verkleideten Gestalten umgeben. An einem Getränkeautomaten drängte sich eine größere Gruppe Maskierter. Um trinken zu können, hatten sie ihre Horrormasken zurückgeschoben.
Feen, Monster, Werwölfe, Vampire - ihnen liefen alle möglichen Gestalten über den Weg. Manche Besucher hatten sich auch einfach nur angemalt. Schwarze, rote, grüne oder auch bleiche Farben glänzten in den Gesichtern.
»Wo finden wir den Maler?« fragte Suko.
»Im großen Verkaufsraum.«
Dort war es noch voller als im Gang. Es hatten sich auch mehr Besucher als am Tag zuvor eingefunden. Die Verkaufstische waren umlagert, und zahlreiche Fans schlenderten auch nur durch die Gänge. Die Luft war schon jetzt ziemlich verbraucht. Da viele rauchten, zog der Qualm in trägen Schwaden durch den Saal und blieb als dünner Vorhang unter der Decke hängen.
Bill deutete in eine Ecke des großen Saales. »Dort hinten hat Javankala seinen Platz.«
»Ich sehe ihn nicht.«
»Vielleicht kommt er noch.«
»Hoffentlich«, sagte Suko. »Wenn nicht, können wir davon ausgehen, daß er Lunte gerochen hat.«
Bill hielt einen jungen Mann an, der sich als Wikinger verkleidet hatte. Helm und Waffen bestanden bei ihm aus Plastik. Sein wallender roter Bart war angeklebt.
»He, du…«
Der Wikinger drehte sich um. »Was heißt hier he du? Ich bin der wilde Erik, verstehst du?«
Bill streckte den Arm aus. »Verstanden, Erik, alles klar. Kannst du uns trotzdem sagen, wo wir Javankala finden können?«
»Vorhin habe ich ihn noch gesehen«, erklärte der Wikinger mit normaler Stimme.
»Gibt er denn Autogramme?«
»Sicher.«
»Danke.«
»Stellt euch schon am besten da hinten an den Tisch. Dann kommt

ihr ziemlich früh an die Reihe. Es ist immer besser, bei den ersten zu sein, glaubt mir.«

»Der Tip ist gut.«

Suko fühlte sich unwohl. Bill nahm die Sache gelassener, doch der Inspektor schaute sich des öfteren um und ließ seine Blicke auch durch den gesamten Saal wandern.

»Wen oder was suchst du?« fragte der Reporter.

»Ja, diese Harpyie.«

Bill lachte leise. »Ich glaube kaum, daß du die finden wirst. Ich habe sie gestern auch nicht gesehen. Wenn der Maler sie tatsächlich festgehalten hat, dann hält er sie auch versteckt.«

Die Antwort war kaum verstrichen, als eine gewisse Unruhe aufkam. Die hatte seinen Grund. Der Maler Javankala war eingetroffen. Suko und Bill hatten nicht gesehen, welchen Eingang er genommen hatte, jedenfalls war er da und wurde natürlich von den Fans umlagert, so daß er große Mühe hatte, sich bis zu seinem Platz durchzuschlagen, wo er die Autogramme geben wollte.

»Freunde, laßt mich doch mal sitzen.«

»Sind denn noch Kalender da?«

»Ja, genug. Jeder wird einen bekommen, das verspreche ich euch. Aber jetzt laßt mich vorbei.«

»Auch das noch«, flüsterte Bill.

»Was meinst du?«

»Jeder soll einen bekommen, Suko. Du verstehst.«

»Natürlich.«

Die beiden hatten es insofern besser, als daß sie schon nahe des Tisches standen, vor dem der Maler Platz nehmen würde. Die Kalender lagen gestapelt auf dem Boden. Auch die Wände waren mit den einzelnen Blättern bedeckt. Suko schaute sich die zwölf Drucke an. Javankala hatte mit Motiven des Schreckens wirklich nicht gespart. Alles, was sich eine menschliche Phantasie nur ausdenken konnte, hatte er zu Papier gebracht.

Grusel- und Fantasygestalten. Manche einzeln auf den Bildern zu sehen, dann wieder gemischt oder so verfremdet, daß sie schon einen SF-Anstrich bekamen.

Natürlich interessierte Suko die Zeichnung des Monats Februar am meisten. Dieses Gebilde aus Werwolf und Bär war schon etwas Besonderes. Vor allen Dingen die Augen hatte Javankala so gut gemalt, daß sie echt wirkten.

Lebte das Bild? Steckte es voll Schwarzer Magie? Suko konnte leider nicht die Probe aufs Exempel machen, er wollte zudem nicht auffallen. Dafür stieß ihn Bill Conolly an.

»Los, komm wieder in die Reihe.«

Suko stellte sich an und schaute auf den Nacken eines weiblichen

Fans. Die Haut war kaum zu sehen, weil sich das Mädchen einfach zu viele Ketten um den Hals gehängt hatte. Die Kleine trug ein grünes Gewand aus durchsichtigem Tüll, den sie in Bahnen mehrmals um ihren Körper geschlungen hatte. Aus dem blonden Haar wuchsen ebenfalls Verzierungen. Kleine Elfenflügel. Sie sahen aus wie Zuckerwatte.

Das Mädchen hatte zwei Kalender unter die Arme geklemmt, als hätte es Angst, daß sie ihr gestohlen wurden.

Sie war aufgeregt, als sie an die Reihe kam und beugte sich vor, als sie die Kalender auf den Tisch legte.

»Bitte zwei Autogramme und können Sie *für Marion* dazuschreiben?«

»Klar, geht in Ordnung.«

Suko schaute über den Kopf des Mädchens hinweg. Zum erstenmal sah er den Maler aus der Nähe.

Von dem Gesicht war kaum etwas zu erkennen, weil der dichte Bart und auch der wilde Haarwuchs es fast völlig verdeckten. Der Mann besaß Hände mit kräftigen Fingern, auf deren Rücken dünne Härchen wuchsen. Er hielt den dicken Stift wie eine Zigarre und schrieb sehr schnell.

»Bitte sehr.«

»O danke!« hauchte Marion und verschwand.

Javankala schaute auf. Sein Blick traf Suko. Bill zog sich zurück, er wollte die beiden allein lassen, darum hatte Suko gebeten. Der Reporter beobachtete jedoch aus kurzer Distanz, was geschah.

»Wollen Sie auch ein Autogramm?« fragte der Maler und zeigte sich ein wenig irritiert, weil Suko weder einen Kalender noch ein Magazin mitgebracht hatte.

»Ja, darum bitte ich.«

»Wo soll ich es hinschreiben?«

Suko lachte. »Moment, das hatte ich ganz vergessen.« Er griff unter seine offenstehende Jacke und holte einen schmalen, länglichen Gegenstand hervor, seine Dämonenpeitsche. Diese legte er auf den Tisch, ohne sie loszulassen.

»Was soll das?«

»Ich möchte das Autogramm darauf geschrieben haben.«

Der Maler lachte leise. »Auf dieses komische Rohr.«

Suko schüttelte den Kopf. »O nein, das ist kein komisches Rohr. Es ist eine Peitsche.«

»Was?«

»Ja, schauen sie.« Suko nahm das »Rohr« wieder an sich, kippte es und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Sofort rutschten die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen hervor und klatschten auf den Tisch. Es war kein Zufall, daß Suko, mit einem Riemen die Hand des Malers berührte, aber es geschah nichts weiter, als daß der Mann

seine Finger rasch wieder zurückzog.
»Ein Scherz, wie?«
»Nein. Ich möchte ihren Namen auf den Griff der Peitsche geschrieben haben.«
»Bitte, wie Sie wollen.« Javankala griff nach dem Stift.
Suko sprach unterdessen weiter. »Es ist keine normale Peitsche«, erklärte er. »Man kann damit Wesen aus dem Reich der Finsternis vernichten. Sie verstehen, schwarzmagische Gestalten…«
Der Maler hielt in seiner Tätigkeit inne. Er sah so aus, als würde er nachdenken. »Was soll das?«
»Ich meinte nur, Mister. Es ist doch nicht schlecht, wenn ich Ihnen die Funktion der Peitsche erkläre.«
»Vielleicht will ich das gar nicht.«
»Jedenfalls habe ich in der vergangenen Nacht damit ein Menschenleben gerettet. Es geschah auf dem Dach eines Hochhauses, inmitten eines wilden Schneegestöbers. Mein Freund, ein gewisser John Sinclair, fühlte sich bedroht. Ich kam im letzten Moment dazwischen und konnte dieses Wesen vertreiben.«
Javankala hatte zugehört, aber nicht mehr geschrieben. Der Stift lag längst neben der Peitsche.
»Und weiter?«
»Nichts, großer Meister. Das Wesen verschwand. Es war eine Harpyie. Und kein Mensch, der sich verkleidet hatte. Kennen Sie eine Harpyie? Sie stammt aus der griechischen Legende und…«
Javankala sprang hoch. Er starrte Suko an. »Was wollen Sie, Mister? Weshalb erzählen Sie mir das alles?«
»Ich will die Harpyie!«
»Die kenne ich nicht.«
»Sie lügen, Javankala. Sie lügen verdammt schlecht. Ich sage Ihnen eines. Bisher hat es einen Toten gegeben, aber der war schon zu viel. Ich werde dafür sorgen, daß kein zweiter Unschuldiger mehr stirbt. Haben wir uns verstanden?«
Sie sprachen laut genug.
»Dann schreiben Sie sich meine Warnung hinter Ihren Bart, Mister.« Suko nickte ihm noch einmal zu und ging, weil die Fans hinter ihm schon unruhig geworden waren.
Er traf wieder mit Bill zusammen. »Ich habe alles gehört«, sagte der Reporter. »War ja harter Tobak.«
»Das hat er auch sein sollen.«
»Mal gespannt, wie sich unser Freund verhält.«
Der »Freund« hatte sich noch nicht wieder gesetzt. Er stand und schaute mit düsteren Blicken zu Suko und Bill hin, die ihn nicht aus den Augen ließen.
»Der ist nervös, das sieht man!« erklärte der Reporter.

»Er muß etwas tun.«
»Wird er sich auf seine Harpyie verlassen?«
»Das hoffe ich doch.«
Aber Javankala tat ihnen den Gefallen nicht. Er setzte sich wieder hin. Suko schaute auf die Dämonenpeitsche, die er mitgenommen hatte und nickte dabei. Nur vier Buchstaben glänzten auf dem Griff. Sie waren mit einem gelben Filzstift geschrieben worden. »Wir sollte das Wesen nicht unterschätzen. Es besitzt eine verdammt gefährliche Kraft. Ich habe es erlebt und kann mir gut vorstellen, daß sie es auch geschafft hat, Schiffe in den Untergang zu treiben.«
»Könnte sie auch Häuser zusammenblasen?«
»Der traue ich alles zu.«
»Wo könnte sie stecken?«
»Keine Ahnung, aber wir werden sie suchen.«
Bill schaute sich um. »Trennen wir uns?«
Suko runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, wie gut du bewaffnet bist, Alter…«
»Ja, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, erwiderte Bill abwinkend, »ich habe meine goldene Pistole mitgenommen. Wenn alle Stricke reißen, setze ich sie ein.«
»Das ist gefährlich. Nur John kann sie noch durch sein Kreuz zerstören.«
»Es ist auch nur der Notfall.«
Suko hatte sich überreden lassen.
»Okay, wir werden uns trennen und die Umgebung hier absuchen. Wer geht nach draußen?«
»Immer der, der fragt.«
Der Inspektor lächelte knapp. »Wo willst du dich denn umschauen?«
»Vielleicht befindet sich unter dem Kino noch ein Keller. Das Haus hier ist alt. Ich weiß, wie man früher in Soho gebaut hat. Da gibt es unterirdische Schlupfwinkel und Gänge, durch die man leicht verschwinden kann. Wenn Javankala seine Harpyie tatsächlich mitgebracht hat, wird er sie nur dort verborgen halten.«
»Was machst du, wenn du sie findest?«
»Weiß ich noch nicht.«
»Bill, dieses Wesen ist verflucht gefährlich. Du darfst es unter keinen Umständen unterschätzen, sonst erlebst du einen tödlichen Reinfall.«
»Ich weiß.«
Suko sah ein, daß er seinen Freund von dessen Plan nicht mehr abbringen konnte und zog sich schon zurück.
Javankala sah ihnen nicht mehr zu. Er war beschäftigt. Eine Traube von Fans hielt seinen Tisch umringt. Jeder wollte ein oder mehrere Autogramme haben, und es kamen immer mehr Menschen in die Halle.

Das würde zu einem regelrechten Stau kommen. Bill Conolly schüttelte den Kopf. Damit hatte er nicht gerechnet. Dieser Andrang war ihm direkt unheimlich.

Erst jetzt fielen ihm die unter der Decke hängenden großen Lautsprecher auf, aus denen süßlich klingende Sphärenmusik drang. Die Melodien schwebten über den Köpfen der Besucher. Bill Conolly kamen sie vor wie akustisches Rauschgift. Die Musik gefiel besonders den weiblichen Gästen.

Einige von ihnen hatten sich, sofern es der Platz erlaubte, abseits gestellt und drehten ihre Körper nach den Klängen der sphärenhaften Melodien.

Bill hörte den Maler hin und wieder sprechen. Er gab nur knappe Kommentare. Um mehr zu sagen, reichte die Zeit nicht. Die Fans bedrängten ihn, als wollten sie ihn abschleppen.

Bill hielt sich dicht an der Wand. Wenn er den Weg in die unterirdischen Räume nicht von allein fand, würde er zur Not die Frau an der Kasse fragen.

»In einer Viertelstunde werde ich eine kleine Pause einlegen!« vernahm der Reporter Javankalas Stimme. »Ich merke allmählich, daß mir der Arm lahm wird.«

Das hatte er nicht umsonst gesagt. Dieser Mann wußte, daß man ihm auf der Spur war. Bill und Suko hatten ihn durch ihr Kommen aus der Reserve gelockt. Da mußte einfach etwas geschehen.

Der Reporter schob sich weiter. Mit dem Rücken streifte er über die mit einer fleckigen Tapete bedeckte Wand und entdeckte plötzlich die schmale Tür nicht weit vom Platz des Malers entfernt.

Beim ersten Besuch war sie ihm nicht aufgefallen. Sie glich sich dem Mauerwerk ziemlich gut an.

Nur die Klinke fiel stärker auf.

Vor der Tür blieb der Reporter stehen. Er probierte die Klinke, aber es war abgeschlossen.

Bill bezeichnete sich nicht gerade als Einbrecher. Manchmal aber war es gut, wenn man bestimmte Dinge am Schlüsselbund trug, um sie einsetzen zu können, wenn man sie brauchte.

Am Schlüssel des Reporters hing ein Dietrich aus Plastik. Kein kompliziertes Gerät für ebenso komplizierte Schlösser, nur ein simples, aber wirksames Werkzeug, das Bill heimlich in das Türschloß schob. Er baute sich so auf, daß er das Schlüsselloch mit seinem Körper abdeckte und begann mit der Arbeit. Sehr vorsichtig drehte er den Dietrich mal nach rechts, dann wieder nach links, fühlte und tastete nach Widerstand, hatte aber noch keinen Erfolg.

Die anderen Besucher beobachteten ihn nicht. Sie hatten allemal mit sich selbst genug zu tun, und plötzlich huschte über die Lippen des Reporters ein Lächeln.

Er hatte das typische Geräusch vernommen, das entsteht, wenn sich ein Schloß öffnet.

Tief atmete er durch. Er wußte nicht, was sich hinter der Tür verbarg. Vielleicht lag er völlig falsch und brach in einen Raum ein, der als Lager diente, es konnte aber auch anders kommen.

In der Kinohalle war es warm. Nicht nur deshalb lag der Schweiß auf Bills Stirn. Ihm machte auch die innere Aufregung zu schaffen, mit der er fertig werden mußte.

Den Dietrich hatte er bereits verstaut, die Klinke nach unten gedrückt jetzt drückte er die Tür auf.

Dahinter war es dunkel. Ein Beweis dafür, daß der Raum kein Fenster besaß. Es roch muffig und nach Papier. Bill ging davon aus, daß er in den folgenden Sekunden eine kleine Kammer betreten würde.

Er schob sich rasch durch den entstandenen Spalt und drückte die Tür sofort wieder hinter sich zu.

Mit einem kaum wahrnehmbaren Geräusch schloß sie dicht.

Im Finstern blieb er stehen.

Der Reporter öffnete den Mund zur Hälfte. Er atmete sehr flach, man sollte ihn so wenig wie möglich hören, und auch die Geräusche aus dem großen Kinosaal drangen nur mehr gedämpft in den finsteren Raum. Das bezog sich auch auf die geheimnisvoll klingende Musik.

Sekunden vergingen. Bill wollte sich erst an die neue Umgebung gewöhnen. Seine Sinne glichen Sensoren, die er ausstreckte, um irgend etwas herauszufinden. Vielleicht lauerte in der Dunkelheit eine Gefahr, die er nicht erkennen konnte.

Irgendwo an der Wand würde er sicherlich auch einen Lichtschalter finden, streckte seinen Arm aus und ließ die Handfläche über die Wand rechts neben der Tür gleiten.

Er lauschte auf das dabei entstehende Schaben, ertastete einen von der Mauer abstehenden Widerstand - es war der Schalter. Bill kam nicht mehr dazu, ihn nach unten zu drücken, denn ein anderer Laut ließ ihn buchstäblich erstarren.

Es war ein Summen und vielleicht sogar leichtes Brummen, das durch den Raum schwang und von ihm deutlich vernommen wurde. Er konnte sich keinen Reim darauf machen, aber der Laut kam ihm unheimlich vor. Bill spürte, daß es kalt seinen Rücken hinablief und sich auf seiner Stirn die Schweißschicht verdichtete.

Wer lauerte hier?

War es die Harpyie?

Der Reporter dachte nach. Suko hatte ihm das Wesen beschrieben. Die Harpyie besaß eine menschliche Gestalt, allerdings mit gläsern wirkenden Flügeln auf dem Rücken, die es ihr ermöglichten, sich wie ein Insekt durch die Luft zu bewegen.

Vielleicht waren es die Flügel, die durch rasches Flattern dieses Geräusch verursachten.

Unsicherheit kann schlimm sein. Das wußte auch Bill Conolly. Deshalb versuchte er es. Der Reporter ging volles Risiko ein, als er den Schalter nach unten drückte und die andere Hand gleichzeitig unter seiner Jacke verschwinden ließ, wo er den Griff der goldenen Pistole umklammerte.

Es wurde hell.

Keine strahlende Helligkeit, kein großes Leuchten, aber das Licht war da, und Bill konnte seine unmittelbare Umgebung gut erkennen.

Er war tatsächlich in einer Lagerkammer gelandet. An den Wänden stapelten sich mit Magazinen und Kalendern gefüllte Kartons. Der Nachschub für den Künstler. Der Tür gegenüber sah Bill den verstaubten Vorhangstoff einer alten Kinoleinwand. Er lag zusammengedrückt am Boden, bildete aber einen fast mannshohen und dunkelroten, mit Goldfäden durchwobenen Wall.

Von dort hatte er auch das Geräusch vernommen.

Es blieb.

Fast schon ein leichtes Knattern, doch sehr regelmäßig, sich dann steigernd, so daß Bill unter eine noch größere Spannung geriet, bis diese sich fast löste.

Hinter dem Vorhang erschien das Wesen.

Endlich!

***

Es war die Harpyie, daran gab es keinen Zweifel. Und sie sah genauso aus, wie Suko sie dem Reporter beschrieben hatte. Das Gesicht eines verbitterten, alten Weibes. Durchzogen von Runzeln und Gräben. Grau wie eine Asphaltmasse mit noch dunkleren Augen, die wiederum tief in den Höhlen lagen.

Hinzu kam der Körper einer jungen Frau. Geschmeidig sah er aus, fast windschlüpfrig, auch an Glas erinnernd, obwohl er nicht direkt durchsichtig war.

Die Flügel wuchsen auf dem Rücken. Sie waren relativ groß und erinnerten Bill an zurechtgeschnittene Glasscheiben. Der Reporter tat noch nichts. Unbeweglich blieb er stehen, seine rechte Hand lag dabei auf dem Griff der goldenen Pistole.

Die Harpyie starrte ihn an. Dabei bewegte sich ihr Mund. Es sah aus, als würde man eine Teermasse in die Breite ziehen. Vielleicht sollte es ein Lächeln sein.

»Weshalb bist du gekommen?« vernahm Bill die geflüsterten Worte.

Es räusperte sich die Kehle frei. »Weil ich dich gesucht habe. Du bist doch die Harpyie?«

»Ja, so hat man mich genannt. Aber heute besitze ich einen Namen.

Ich heiße Myrthe.«

»Wie schön.«

»Mehr sagst du nicht?«

»Nein, mit einer Mörderin spreche ich kaum. Oder nur eben das Nötigste.«

»Mörderin. Wen soll ich ermordet haben?«

»Du vielleicht nicht, aber es gibt da diese Kalender, die dein Freund mit seinen Bildern bestückt hat. Jeder Kalender ist gefährlich, das weiß ich.«

Myrthe stritt es nicht ab, sie nickte sogar. »Ja, der Kalender ist etwas Besonderes, denn ich habe jeweils ein Bild mit meinem tödlichen Odem eingehaucht. Ich habe ihm die Kraft des magischen Windes gegeben, so daß er unsere Pläne befolgt.«

»Und Menschen werden sterben.«

»Sicher!«

Bills Gesicht nahm einen kantigen Ausdruck an. »Einer ist bereits gestorben.«

»Es war mehr ein Versehen. Ich hatte dieses Bild nicht so unter Kontrolle. Das ist vergessen, die anderen kommen sehr bald an die Reihe, darauf kannst du dich verlassen.«

»Wann wird das sein?«

»Du weißt es nicht?« Die Harpyie lächelte wieder. »Um Mitternacht beginnt ein neuer Tag. Es ist der Valentinstag. Ich werde dafür sorgen, daß er zu einem Tag des Schreckens wird, nicht mehr zu einem der Verliebten. Hast du begriffen?«

»Morgen also!« hauchte Bill.

»So ist es.«

Der Reporter mußte seine Überraschung zunächst einmal überwinden. »Ja«, sagte er, »ich hätte es mir denken können, daß du so etwas vorhast. Du nimmst keine Rücksicht und hast in Javankala einen perfekten Helfer gefunden.«

»Ich mußte ihm dankbar sein, denn er befreite mich aus einer langen Gefangenschaft. Ich stamme von einem längst versunkenen Kontinent, aus Atlantis. Ihr habt ihn vergessen, die alten Griechen wußten mehr darüber. Sie haben es in verschlüsselten Botschaften hinterlassen, und sie wußten auch von unserer Macht, denn ich bin nicht die einzige Harpyie.«

»Haben andere auch überlebt?«

»Das kann ich dir nicht sagen, aber ich bin da, und ich kann zerstören, was ihr aufgebaut habt. Du mußt bis Mitternacht warten, dann wird über dieses Land das Grauen hereinbrechen. Niemand kann die Monstren halten, die sich auf dem Bild befinden. Sie werden zu einem magischen Leben erwachen und über die Besitzer der Kalender herfallen. Mir und Javankala steht ab der Tageswende eine gewaltige

Armee zur Verfügung.«
Da konnte Bill Conolly nicht widersprechen. Er nahm sich vor, dieses zu verhindern.
Deshalb schüttelte er den Kopf. »Nein«, sagte er hart. »Das wird nicht geschehen!« Noch während er die Worte sprach, zog er die goldene Pistole. Er wußte selbst, welch ein Risiko er einging, wenn er sie einsetzte. Die klobig wirkende Masse schoß eine Flüssigkeit ab, die auf dem Planeten der Magier ihren Ursprung besaß. Und sie hatte die Eigenschaft, sich immer wieder selbst zu regenerieren, so brauchte Bill die Waffe nicht nachzuladen.
Die Vorstellung, daß ein fürchterliches Grauen sturmwindartig über unschuldige Menschen herfallen könnte, ließ ihn einfach handeln. Zudem befanden sie sich in einem verschlossenen Raum.
Wenn er schoß, würde die große ovalförmige Blase entstehen, die den Körper der getroffenen Harpyie umgab und dafür sorgte, daß sich dieses Wesen einfach auflöste. Aber die Blase bekam »Hunger«. Sie würde weiterhin Jagd auf Menschen machen und alles vernichten, was sich ihr in den Weg stellte. Nur John Sinclair konnte sie durch sein Kreuz aufhalten.
Bill streckte den Arm aus und richtete die Mündung der Waffe auf Myrthe. »Was ist das?« fragte diese.
»Damit werde ich dich töten!« versprach der Reporter.
»Töten - mich?«
»So sieht es aus.«
»Das wirst du nicht schaffen. Nein, das schafft kein Mensch. Ich bin nicht nur anders, ich bin auch stärker, begreifst du das?«
»Du hast es deutlich gesagt, aber ich sehe keine andere Chance. Der Valentinstag darf einfach nicht in einem blutigen Drama ausarten. Im Gegenteil zu dir und Javankala liebe ich die Menschen und werde alles daransetzen, um sie zu beschützen.«
»Jetzt verstehe ich dich«, sagte die Harpyie, öffnete ihr Maul und begann zu lachen.
Bills rechter Zeigefinger lag am gekrümmten Abzugsbügel der Waffe. Er zog ihn bereits, als es geschah.
Es war Bill Conollys persönlicher Fehlergewesen, daß er nicht mehr an die Kraft und die Macht der Harpyie gedacht hatte. Sie und ihre Artgenossen waren diejenigen gewesen, die in der Antike die Wellen des Meeres in wahre Sturmfluten verwandelt hatten, so daß diese die Schiffe in die Tiefe rissen.
Bevor Bill abdrücken konnte, traf ihn der Orkan mit ungeheurer Wucht.
Er riß ihm zuerst die Beine weg, so daß Bill nach hinten kippte, mit dem Hinterkopf gegen die Wand schlug und sich dabei selbst schreien hörte.

Dann packte ihn die unsichtbare Faust des Windes, schleuderte ihn hoch und gleichzeitig herum, so daß er dicht unter der Decke gegen die Wand hieb, nach unten fiel, es ihn dabei wieder erwischte, so daß er sich drehte und plötzlich mit unheimlicher Kraft vor die Tür geschleudert wurde, die dem Druck des Körpers nicht standhielt, aus den Angeln fetzte und - zusammen mit Bill Conolly - wie ein Geschoß in den Kinosaal flog, wo beide zwischen die Tische und die Fans fielen.

Javankala sprang auf.

Er schaute zur Tür, hörte das dunkel klingende Lachen und sah, wie Myrthe die Kammer verließ…

***

Suko fand es nicht gut, daß er sich von Bill Conolly getrennt hatte, aber er wollte sich an die Spielregeln halten. Zudem war der Reporter nicht unbewaffnet und würde sich seiner Haut schon zu wehren wissen.

Der Chinese kam sich noch immer wie ein Fremdkörper vor, als er durch den Saal streifte. Das merkten auch die anderen. Ein magerer hochaufgeschossener Jüngling mit bunt gefärbten Haaren und einem mit Fellen bedeckten Oberkörper blieb vor ihm stehen und breitete ein rotes Paillettenhemd vor dem Inspektor aus.

»Hier, Bruder, das mußt du anziehen. Wenn du das Klirren hörst, wirst du das Gefühl haben, allmählich in die Weite des Alls schweben zu können. Bitte…«

»Danke, mein Freund, ich verzichte.«

»Aber es gibt dir ein irres Feeling.«

»Das habe ich auch so.«

Der Jüngling zog die Augenbrauen in die Höhe und schwebte davon, um sich ein neues Opfer zu suchen.

Suko schüttelte den Kopf. All die jungen Leute hier waren doch harmlos und nett. Ein gemeinsames Hobby führte sie zusammen. Sie hatten Spaß an unheimlichen Dingen, waren Sammler, lasen gern Gruselromane und Horrorcomics, aber man konnte sie nicht als gefährlich einstufen.

Wenn Javankala es schaffte, sie für seine Zwecke einzuspannen, nutzte er sie aus. Suko rechnete auch damit, daß er sie gegen ihn und Bill aufhetzen würde. Noch aber geschah nichts in dieser Richtung, und Suko kam es vor wie die Ruhe vor dem Sturm.

Langsam ging er weiter. Er hielt sich bewußt von der Masse fern und bewegte sich an der Wand entlang. Seine Blicke streiften dabei durch den Saal. Nicht sehr auffällig, niemand sollte merken, unter welch einer Spannung er stand.

Die meisten Fans sahen ihn sowieso nicht. Sie hatten nur Augen

füreinander und für die Waren, die auf den Verkaufstischen lagen.

Der Chinese geriet in die Nähe des Ausgangs. Die breite Glastür befand sich in ständiger Bewegung. Neue Besucher kamen, andere verließen den Saal, um frische Luft zu schnappen. Anschließend kehrten sie dann wieder zurück.

Als Suko die Tür aufstieß und den Saal verließ, wäre er fast mit einer: hochgewachsenen Gestalt zusammengestoßen, die einen langen, schwarzen Umhang trug und das Gesicht durch eine bleich-graue Maske entstellt hatte.

Die Maske gehörte zu den klassischen Monsterfiguren. Sie zeigte das Gesicht des Phantoms der Oper. Schon vor Jahrzehnten hatte sich ein Filmregisseur dieses Falles angenommen und einen der Horrorfilme gedreht, die Geschichte gemacht hatten.

Die Maske mit dem schiefen, offenem Maul starrte Suko für einen Moment an. Die Augenlöcher waren an den Innenrändern weiß bemalt worden, so daß Suko von den eigentlichen Pupillen so gut wie nichts sah. Eine behandschuhte Hand schob sich an dem Inspektor vorbei und drückte die Tür auf. Dabei nickte ihm die Maske zu.

»Bitte«, sagte der Chinese.

Der Verkleidete verschwand aus seinem Blickfeld. Um ihn noch einmal sehen zu können, drehte sich Suko um. Das Phantom der Oper schlenderte auf einen der größten Verkaufstische zu, um sich die dort ausliegenden Bücher anzuschauen.

Die Frau an der Kasse legte eine kurze Pause ein. Im Moment kamen keine weiteren Besucher, da konnte sie ihre Sandwichs essen und auch den Kaffee trinken.

Suko blieb neben der Kassiererin stehen. Sie war nicht verkleidet, trug einen dunklen Pullover und einen helleren Rock. Als sie Suko bemerkte, setzte sie ihre Brille auf und lächelte ihn fragend an.

»Guten Appetit wünsche ich Ihnen.«

»O danke.«

»Ich möchte Sie ja nicht gern stören…«

»Das haben Sie schon.«

»Tut mir leid, aber ich bin nicht zu meinem Vergnügen hier, sondern dienstlich.«

»Wieso?«

»Ich bin von der Feuerwehr.«

Sie wollte es nicht so recht glauben.

»Und da erscheinen Sie ohne Uniform.«

Suko schüttelte den Kopf. »Sie wissen doch, wie das ist, Madam. Uniformen machen manche Leute nervös.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Was sein muß, das muß sein. Ich kenne mich hier nicht aus, muß aber einige Überprüfungen anstellen. Können Sie mir vielleicht sagen,

wo ich den Weg in den Keller finde.«

Die Frau stellte die dicke Tasse zur Seite. »Habe ich Sie richtig verstanden? Sie wollen in den Keller?«

»Ich muß dorthin. Die Sicherheit, Sie wissen…«

»Das ist mir schon klar. Nur wundere ich mich darüber. Bisher hat sich noch niemand darum gekümmert.«

»Wir wissen das. Es war nicht allein unsere Schuld. Man hat dieses Treffen zu spät gemeldet.«

»Ich kann hier nicht weg«, sagte sie. Suko lächelte sie an. »Das brauchen Sie auch nicht. Ich möchte nur gern wissen, wie ich in den Keller gelange.« Die Frau stand auf.

»Was tut man nicht alles für die Feuerwehr«, murmelte sie und faßte nach Sukos Arm. »Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen zumindest einen Teil des Weges.«

Beide schritten auf eine Tür zu, die in der Gangwand kaum auffiel. Sie war abgeschlossen.

»Wo ist der Schlüssel?« fragte Suko. »Den habe ich nicht.«

»Können Sie ihn besorgen?«

»Vielleicht. Ich müßte mal bei der Hausverwaltung anrufen. In den Keller soll niemand hineingehen. Er ist bestimmt baufällig. Aber sie sind ja vom Fach.«

»Würden Sie denn telefonieren?«

»Das mache ich auch noch.« Sie schaute zurück auf die Kasse, wo wieder einige neue Besucher standen. »Aber erst muß ich einige Karten verkaufen.«

»Bitte, ich warte.«

Es paßte dem Inspektor nicht, daß es Schwierigkeiten gab, in den Keller zu gelangen. Er wollte die Frau nicht stören und baute sich dicht vor der Glastür auf, durch die er auch in den großen Verkaufsraum schauen konnte.

Dort hatte sich eine Gruppe Verkleideter zusammengefunden und begann mit einem magischen Tanz. Die Mädchen waren als Hexen verkleidet, manche hatten sich richtig häßlich gemacht.

Suko entdeckte auch das Phantom der Oper. Der Mann stand nahe der Hexengruppe, schaute zu und wurde von einem Mädchen durch Zeichen animiert, sich dem Kreis einzugliedern.

»So, jetzt können wir!« hörte Suko die Stimme der Kassiererin. »Ich habe etwas Ruhe bekommen. Wir…«

Es kam nicht mehr dazu, weil sich die Ereignisse im Saal überstürzten.

Suko hatte schon die letzten Minuten über nach Bill Conolly gesucht. Nun sah er ihn.

Der Reporter flog geschoßartig und zusammen mit einer ausgebrochenen Tür aus einem versteckt liegenden Raum in den Saal

hinein und landete zwischen den Tischen, wobei er zwei von ihnen umriß.

Mehr brauchte der Inspektor nicht zu sehen. Er wußte sofort, daß die Harpyie zugeschlagen hatte…

***

Auch Javankala war für einen Moment geschockt. Er hatte sich so abrupt und heftig erhoben, daß er mit den Knien unter den Autogrammtisch gestoßen war und diesen gegen die ihn umstehenden Fans gekippt hatte, so daß die Kalender und Zeitschriften von der Platte und zwischen die Beine der Besucher rutschten.

Das alles interessierte den Maler nicht, er hatte nur mehr Augen für Myrthe.

Sie verließ die Kammer. Wie eine Königin aus dem Dunklen Reich kam sie und schwebte über dem Boden. Ihre Flügel bewegten sich dabei so schnell, daß ein normaler Mensch es mit den Augen nicht verfolgen konnte. Nur dieses summende, surrende Geräusch war zu hören. Ein für manche schauriger Klang, der Javankala in Alarmbereitschaft versetzte. Ihm war bekannt, daß Myrthe auch durchdrehen konnte, wenn sie zu stark gereizt wurde. Der Termin des Schreckens war auf Mitternacht festgelegt worden. Er wollte ihn nicht vorziehen.

»Weg da!« schrie der Maler und stieß die Fans, die in seiner unmittelbaren Nähe standen und den Platz versperrten, rücksichtslos zur Seite. Er wußte nicht, ob er sie aufhalten konnte, Myrthe war zwar bei ihm geblieben, doch eine Kontrolle hatte er über dieses Wesen niemals besessen.

Er stolperte auf sie zu und warf dabei einen Blick nach links, wo Bill Conolly unter den Tischen und der Tür begraben lag. Nur seine Beine schauten noch hervor. Der Mann selbst wirkte wie ein Bewußtloser.

Der Maler blieb stehen und hob beide Arme. »Myrthe!« rief er vorwurfsvoll. »Nicht, was tust du?«

»Man störte mich.«

»Laß es…«

»Zu spät Javankala, alles ist zu spät. Die Menschen haben es nicht anders gewollt. Sie sind so neugierig wie früher, und sie besaßen die Frechheit, sich mit mir anzulegen. Sie wollten mich sogar töten, das kann ich nicht zulassen. Ich werde den Valentinstag vorverlegen und ihn zu einem blutigen Tag machen.«

Sie hatte sehr laut gesprochen. Nach den ersten überraschenden Schreien war es still in dem Saal geworden. Keiner verließ ihn. Die Fans starrten auf die neu hinzugekommene Erscheinung, und sie ahnten, daß dieses Wesen kein verkleideter Mensch war. Da ging etwas anderes vor, daß sie nicht begriffen.

Javankala steckte in einer Zwickmühle. Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Zustimmen, ablehnen? Wenn er letzteres tat, würde er trotzdem nichts erreichen, denn Myrthe ließ sich von ihm einfach nicht ins Handwerk pfuschen.

In seinem Gesicht zuckte es. Noch hatte die Harpyie nur die Tür aufgebrochen, aber in ihren Augen stand der Wille, das Chaos und die Mordlawine schon jetzt auszulösen.

Der Maler senkte den Kopf, ließ die Arme nach unten fallen und hob gleichzeitig die Schultern.

»Tu, was du nicht lassen kannst, ich stehe auf deiner Seite…« Er und die anderen Fans hatten nur Augen für die Harpyie. Aber eine Gestalt verhielt sich anders.

Es war das Phantom der Oper. Mit beiden Händen hielt es die Maske umklammert und zog sie ruckartig vom Kopf…

***

Unter diesem verdammten Ding kam man teuflisch ins Schwitzen. Ich war froh, daß ich die Maske nicht mehr zu tragen brauchte und riß sie endlich ab.

Von wegen im Bett bleiben und sich auskurieren! Das hatten sich Suko und Bill so gedacht. Aber nicht mit mir. Ich hatte keine Lust, mich aufs Abstellgleis schieben zu lassen. Suko war gefahren, und ich hatte gehandelt.

Es war einfach gewesen, sich den Umhang und die Maske von einem Kostümverleih zu besorgen.

So ausgerüstet und unkenntlich gemacht, würde ich auf dem Fantreffen nicht auffallen. Selbst Suko hatte mich nicht erkannt, als wir uns an der Tür begegnet waren. Und es sah so aus, als wäre ich genau im richtigen Moment eingetroffen.

Auch ich hatte Bill aus der Kammer schießen und zwischen die Tische fallen sehen, wo er regungslos erlag und anderen die Initiative überlassen mußte.

Während die beiden miteinander gesprochen hatten, war es mir gelungen, näher an sie heranzukommen. Ich wollte wissen, wo Suko steckte und schaute zur Tür hin.

Er war nicht zu sehen.

Verdammt, dann stand ich dieser gefährlichen Harpyie abermals allein gegenüber.

Die Szene auf dem Dach war mir noch in guter Erinnerung. Selten zuvor hatte mich ein Gegner so vorgeführt wie dieses unheimliche Geschöpf aus dem alten Atlantis.

Diesen Kontinent konnte ich einfach nicht vergessen, auch wenn es so aussah. Immer wieder streckte er seine Fühler aus und spielte in die Fälle, die wir erlebten, mit hinein.

Noch unterhielten sich die beiden. Das Wort Valentinstag fiel. Für mich war es so etwas wie die Lösung. Wir hatten herumgerätselt, was und wann es passieren würde.

Am Valentinstag also, und der begann genau um Mitternacht.

Durch Bills Aktivität allerdings war dieser Plan verfallen. Die Harpyie wollte schon jetzt das Grauen bringen.

Und Javankala, der Horrorbilder-Maler, stimmte ihr zu.

Er trat zurück, nachdem er den letzten Satz gesprochen hatte, griff einen in der Nähe stehenden Kalender und riß das Februar-Blatt ab, um es anschließend hochzuhalten, wobei er seinen Arm noch drehte, damit es jeder der Zuschauer einmal von vorn sehen konnte.

»Schaut her!« rief er den überraschten Fans entgegen. »Jetzt werdet ihr die wahre Magie erleben und nicht mehr die Spielerei, mit der ihr euch beschäftigt. Wenn ihr das als Hobby bezeichnet, kann es für euch tödlich werden.« Er lachte breit und sprach dann über sein Bild.

»Ich habe für den Monat Februar das Tier gezeichnet. Es ist ein Ungeheuer aus dem alten Atlantis. Dort hat es in den tiefen Schluchten der Berge gelebt und auf seine Opfer gelauert. Ob Mensch oder Tier, beides wurde von ihm gerissen. Sie, die Harpyie, hat mir von dem Tier erzählt, und ich habe es gezeichnet. Doch das war nicht alles. Myrthe, das Wesen aus Atlantis und magisch begabt, hat den Bildern ihren Atem eingehaucht, einen magischen Atem, der ihnen gleichzeitig Leben gab und sie dennoch zu einer Schläfrigkeit bis zu dem Zeitpunkt verdammte, wo wir beide es für richtig hielten, ihn wieder zu erwecken. Diese Zeit ist nun angebrochen. Durch etwas unglückliche Zustände wurde sie vorverlegt. Das habt ihr der Neugierde eines Menschen zu verdanken. Deshalb wird sich das Leben derjenigen, die einen Kalender besitzen, um einige Stunden verkürzen. Schaut euch das Bild an, das ich in der Hand halte. Seid dabei, wie es anfängt zu leben, denn es macht den Anfang. Es ist ein Vorreiter für die anderen. Schaut auf die Augen!«

Die Worte des Malers hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Jeder Besucher war in den Bann gezogen worden. Ich hörte die Hexen, die mich hatten in ihren Kreis ziehen wollen, erregt miteinander flüstern, weil einige von ihnen den Erklärungen nicht glauben wollten.

Sie wurden sehr bald eines Besseren belehrt. Die Augen in dem Monstergesicht, sowieso schon rot, glühten noch stärker auf. Wer genau hinschaute, entdeckte auch die dünnen Dunstschleier, die aus den Pupillenschächten stiegen und sich vor dem Gesicht verteilten.

Zweidimensional war es von Javankala gemalt worden. Aus einer nicht sichtbaren Tiefe hervor, schob sich die dritte Dimension in die beiden anderen hinein, damit aus dem widerlichen Schädel so etwas wie eine Plastik entstehen konnte, die schwungvoll und raffgierig ihr reißzahnbewehrtes Maul öffnete.

»Das ist das Tier!« schrie Javankala. »Er wird den Anfang machen!«
Im gleichen Augenblick fiel ein Schuß!

***

Unbemerkt hatte ich meine Beretta gezogen und die geweihte Silberkugel direkt in die Fratze des Tieres hineingejagt. Ich hörte noch einen klatschenden Laut, als hätte jemand mit der Faust in einen Teigballen gedroschen, und glaubte, einen Schrei zu vernehmen. Einen Moment später wischte eine blaue Flamme aus dem Kalenderblatt hoch und zerstörte die Fratze des Tiers.

Javankala brüllte vor Wut auf. Er drehte sich im Kreis, suchte nach seinem Gegner, tobte und sah mich erst, als ich die Besucher zur Seite geschaufelt hatte und dicht vor ihm auftauchte.

»Da bin ich!«

»Sinclair!« brüllte er, wollte sich seiner Helferin zuwenden, als er bereits die Mündung der Beretta an der Wange spürte. Ich drückte härter zu als gewöhnlich, weil ich genau wußte, daß Tausende von Menschenleben auf dem Spiel standen.

»Sag deiner, Harpyie, daß sie verschwinden soll! Wieder zurück in die Kammer.«

Der Maler keuchte. Ich roch seinen säuerlichen Schweiß. »Nein, das wird nicht gehen. Sie ist nicht meine Sklavin. Sie wird und sie will mir nicht gehorchen.«

Ich ließ die Waffenmündung an seiner Wange und schielte zu der Harpyie rüber.

Sie tat nichts, nur die Flügel zitterten leicht. Aber sie war gefährlich. Wenn sie einmal ihre Kraft ausspielte, konnte sie uns weg und durch die Mauer pusten.

Jetzt erkannte ich auch, daß ich nicht allein auf weiter Flur stand. Im Hintergrund bewegte sich eine nicht verkleidete Gestalt um den Ring der Fans herum.

Es war Suko. Er ging geduckt, und ich glaubte fest daran, daß er auch seine Peitsche schlagbereit hielt.

»Du kannst nicht gewinnen!« flüsterte der Maler. »Du kannst es einfach nicht. Die Harpyie wird ihr Versprechen einlösen. Sie ist einfach stärker als die Menschen.«

Das bewies sie einen Lidschlag später.

Gewarnt worden war ich nicht, deshalb traf es mich so überraschend und meine Geisel natürlich auch. Der orkanartige Wind fauchte gegen uns und riß uns von den Beinen.

Keiner von uns fand Halt. Wir kippten in die Fans hinein, die ebenfalls vom Wind erwischt wurden und plötzlich durcheinanderpurzelten. Sie fielen auf die Tische, rissen diese um und entfachten im Nu ein Chaos, über das die Harpyie regierte.

Javankala hatte seinen Erfolg. Dicht neben meinem linken Ohr gellte seine Stimme auf. »Jetzt bringe ich dich um! Jetzt bringe ich dich um, du Hund…«

Die Harpyie wollte die Zerstörung und den Tod!

Seit altersher kannten sie nur diesen einen Gedanken. Sie und ihre Artgenossen hatten die mutigen Seefahrer in die Tiefen des Meeres sinken lassen, als sie den Orkan brachten, der das Meer zu einer kochenden Hölle machte.

Aber sie benötigte nicht nur das Wasser, um den Tod zu verbreiten. Die Wucht ihres Atems war in der Lage, auch Wände und Mauern einstürzen zu lassen, wie bei einem Erdbeben.

Zum erstenmal funkelte es in ihren dunklen Augen auf. Über die Pupillen hatte sich ein matter Glanz gelegt. Er leuchtete wie kaltes Silber. Der Mund, schon mehr ein Maul, klaffte weit auf. Die Flügel vibrierten noch stärker, und sie hob nach dem ersten Orkansturm vom Boden ab. Es war besser, wenn sie über den Menschen schwebte und diese dann von oben wie Figuren durcheinanderwirbelte, wobei sie dann unter den einstürzenden Hausmauern den Tod fanden.

Aber sie hatte nicht mit Suko gerechnet. Ihm war gelungen, sich der Harpyie von der Rückseite her zu nähern. Der Inspektor sah die zitternden, glasähnlichen Flügel dicht vor sich und mußte sich beeilen, denn die Harpyie hob bereits vom Boden ab.

Suko hatte ausgeholt. Seitlich schlug er zu, wobei er den drei ausgefahrenen Riemen der Dämonenpeitsche noch den nötigen Drall gab, damit diese sich ebenfalls in die Höhe schrauben konnten.

Sie erwischten die Flügel!

Suko hörte tatsächlich ein Geräusch, das an das Brechen von Glas erinnerte.

Die Harpyie hatte damit nicht gerechnet. Als Suko die Splitter der Flügel umwirbelten, fiel das Wesen zu Boden, schlug dort mit einem dumpfen Laut auf und schaffte es nicht mehr, sich zu erheben, weil seine Flügel restlos zerstört waren.

Nur mehr der Körper war übrig und das schreckliche Gesicht, das sie jetzt abdrehen wollte.

Suko war schneller.

Wieder schlug er zu und setzte die drei Riemen direkt in die dunkelgraue Fratze.

Die Harpyie zuckte hoch. Es sah aus, als wollte sie den Chinesen in die Kehle beißen, aber soweit kam sie nicht, denn ihr Kopf zerfiel plötzlich in fast drei gleichgroße Teile, die zusammen mit dem Körper zu Boden krachten und dort weiter zerbrachen.

Auch der Oberkörper zeigte die ersten Risse. Zuerst nur fein, schon sehr bald aber fingerdick. Und Sekunden später hielt den Körper nichts mehr zusammen.

Er bestand nur noch aus einer krümeligen, harten Masse, die sich leicht zertreten ließ.

Es gab keine Harpyie mehr, die den Kalendern ihren grausamen Atem ein gehaucht hatte.

Aber es gab noch Javankala.

Und der kämpfte!

***

Ich hatte nicht abgedrückt. Bei unserem Fall war die Mündung von seiner Wange gerutscht, das hatte er sehr schnell bemerkt und sich sofort gedreht.

Meine Reaktion erfolgte etwas zu spät, denn ihm war es bereits gelungen, mein rechtes Handgelenk zu umfassen und so zu drehen, daß ich die Beretta loslassen mußte.

Als sie fiel, lachte er.

Seine linke Faust wollte er mir ins Gesicht schlagen. Ich nahm rechtzeitig genug den Kopf zur Seite, so daß sie mich nicht einmal streifte.

Dafür bekam ich einen Kniestoß mit, der mir die Luft aus den Lungen preßte. Er blieb am Ball, und mit seinen Bärenkräften rollte er mich auf den Rücken, wo er mich auch zu Boden drückte. »Dir zeige ich es!« keuchte er. »Dir…«

Speichel floß von seinen Lippen und tropfte gegen meine Wangen. Um uns herum hatte sich so etwas wie eine Insel gebildet. Die meisten Fans standen wieder auf den Füßen. Sie schauten stumm und atemlos diesem harten Kampf zu.

Ich schnellte plötzlich hoch.

Damit hatte er nicht gerechnet. Meine Stirn traf das Gesicht des Malers, der plötzlich aufheulte, nach hinten überkippte und den Griff seiner Hände lockerte.

Ich schlug sofort zu, als ich mich losgerissen hatte. Er kippte zurück, ruderte mit den Armen und wischte reflexartig über seine Lippen, von der Blut in das Bartgestrüpp floß.

Aber er war noch nicht erledigt. Mit einem Sprung kam er auf die Füße.

Weshalb er mir den Rücken zudrehte, als er sich umwandte, wußte er wohl nur selbst. Vielleicht wollte er nach seiner Helferin schauen und mußte erkennen, daß es sie nicht gab.

Der Maler brüllte auf.

Er hatte mich vergessen, ich aber nicht ihn. Mit einem sicheren Griff nahm ich die Beretta an mich, überwand die kurze Distanz zu ihm und holte beim Laufen schon aus.

Dann schlug ich zu.

Der Hieb traf den Nacken des Malers. Auch wenn er in seinen

Schultern fast so breit wie ein Stier war.

Diesen Treffer verdaute er nicht.

Vor meinen Füßen sank er mit einem Wehlaut zu Boden, wo er regungslos liegenblieb.

Über ihn hinweg schauten Suko und ich uns an. Mein Partner lächelte und ich auch…

***

Wir zogen Bill unter der Tür und den umgekippten Tischen hervor. Der Reporter war nicht bewußtlos, aber ziemlich sauer, denn er schimpfte auf die verdammte Harpyie, die ihn reingelegt hatte.

»So etwas muß man vorher sehen«, sagte ich ihm.

»Ich bin eben zu gutmütig.« Er schaute auf die Reste des Wesens. »Ist das alles?«

»Sicher.«

Bill wollte es nicht glauben. »Und die hätte durch ihre Magie fast Tausenden von Menschen den Tod gebracht. Mein Gott, es ist kaum zu fassen, wirklich.«

Ich hob die Schultern. »Was willst du machen? Es ist ja noch mal gutgegangen.«

»Tatsächlich?« fragte Bill.

Suko holte einen noch neuen Kalender, schlug das erste Blatt um, so daß das Bild des Monats Februar zu sehen war. Es hatte sich verändert. Der Kopf war zwar noch in den Umrissen vorhanden, aber die Farbe erinnerte an einen rotviolett gemischten Fleck, der sich über die Breite und Länge des Blattes verteilt hatte.

»Wir können davon ausgehen, daß dies auch mit allen anderen Kalendern geschehen ist, die im Umlauf waren. Die Rache ist der Harpyie nicht gelungen.«

»Das finde ich gut.«

Nicht nur Bill und wir waren beruhigt, auch die Fans hatten sich wieder gefangen. Mit scheuen Blicken schauten sie auf die Überreste der Harpyie und sahen zu, wie ich dem bewußtlosen Javankala Handschellen anlegte.

Er würde sich vor einem Gericht verantworten und für seine Taten büßen müssen.

Ich wandte mich an die Fans und rief mit saalfüllender Stimme: »Meinetwegen kann euer Treffen weiterlaufen. Nur müßt ihr eben auf den Maler verzichten.«

Darüber waren - so glaube ich - alle Anwesenden froh…

ENDE